



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.hobbitpresse.de

OTHERLAND

Stadt der goldenen Schatten (Band 1)

Fluss aus blauem Feuer (Band 2)

Berg aus schwarzem Glas (Band 3)

Meer des silbernen Lichts (Band 4)

TAD WILLIAMS, geboren 1957 in Kalifornien, ist Bestsellerautor und für seine epischen Fantasy- und Science-Fiction-Reihen, darunter »Otherland«, »Shadowmarch«, und »Das Geheimnis der Großen Schwerter« bekannt. Seine Bücher, die Genres erschaffen und bisherige Genre-Grenzen gesprengt haben, wurden weltweit mehrere zehn Millionen Male verkauft.

TAD WILLIAMS

OTHER LAND

BAND 2

FLUSS AUS
BLAUEM FEUER

Aus dem Englischen übersetzt
von Hans-Ulrich Möhring

KLETT-COTTA

Der vorliegende Text, welcher erstmals 1999 übersetzt erschienen ist, enthält diskriminierende Begriffe und Zuschreibungen, die heute nicht mehr verwendet werden. Oft sind diese Begriffe und Zuschreibungen literarisch als Haltung handelnder Personen oder als generelles Klischee kontextualisiert. Aus Gründen der sprachlichen Authentizität und um Urheberrechte nicht zu verletzen, haben wir auf tiefgehende Eingriffe in die Übersetzung verzichtet.

Hobbit Presse

www.hobbitpresse.de

J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart

Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Otherland 2. River of Blue Fire« im Verlag DAW Books, New York

© 1998 by Tad Williams

Für die deutsche Ausgabe

© 1999, 2026 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte sowie die Nutzung des Werkes
für Text und Data Mining i.S.v. §44b UrhG vorbehalten

Cover: Birgit Gitschier, Augsburg

unter Verwendung der Daten des Originalverlags,

Illustration: © Michael Whelan

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-96732-6

Dieses Buch ist meinem Vater Joseph
Hill Evans gewidmet, von Herzen.

Aber wie schon gesagt,
Vater liest keine Romane.
Er hat noch gar nicht gemerkt,
dass dieser Wälzer ihm gewidmet ist.
Das ist jetzt der zweite Band – mal sehen,
wie viele noch kommen müssen, bis er es mitkriegt.

INHALT

Vorbemerkung des Autors	9
Was bisher geschah	11
Vorspann	19

Eins > Der geheime Fluss

1 Tiefe Wasser	43
2 Schminke	61
3 Der Stock	69
4 Sim-Salabim	90
5 Millionen auf dem Marsch	107
6 Ein Mann aus dem Totenreich	127
7 Begegnung mit dem Großvater	146
8 Im Kampf mit Ungeheuern	168
9 Der hohle Mann	195
10 Kleine Gespenster	223
11 Küchenleben	246
12 Im Zentrum des Labyrinths	273

Zwei > Stimmen im Dunkeln

13 Numerische Träume	303
14 Spiele im Schatten	308
15 Eine verspätete Weinaxfreude	335
16 Käufer und Schläfer	362
17 Im Werk	388
18 Die Schleier der Illusion	411
19 Ein Arbeitstag	439
20 Der unsichtbare Fluss	465
21 Im Gefrierfach	495

Drei > Götter und Genien

22	Kollaps	523
23	Am Rand von Bobs Ozean	552
24	Die schönste Straße der Welt	576
25	Rotes Land, schwarzes Land	605
26	In Erwartung der Traumzeit	635
27	Das geliebte Stachelschwein	651
28	Die Dunkelheit in den Leitungen.	677

Vier > Klage

29	Imaginäre Gärten	693
30	Tod und Venedig.	706
31	Die Stimme der Verlorenen.	728
32	Die Feder der Wahrheit	751
33	Ein unfertiges Land	779

Ausblick	810
--------------------	-----

Dank	814
----------------	-----

VORBEMERKUNG DES AUTORS

Der erste Band von OTHERLAND hat mir jede Menge Zuschriften beschert, per E-Mail wie auch ganz traditionell per Post mit Briefmarke. Die meisten sind zu meiner großen Freude außerordentlich freundlich und sehr positiv. Beschwerden wurden nur von einigen Lesern laut, die sich ärgerten, weil sie fanden, dass der Schluss des ersten Bandes einen zu sehr in der Luft hängen lässt.

Ich verstehe die Kritik und bitte um Entschuldigung. Jedoch dieses Buch zu schreiben ist insofern problematisch, als es eigentlich keine Fortsetzungsgeschichte ist – es ist ein einziger, sehr langer Roman, der von Rechts wegen zwischen zwei und nicht zwischen acht Buchdeckel gehört, nur dass 1. bis zur Fertigstellung des Ganzen meine Familie und meine Haustiere verhungert wären und dass man 2. Buchdeckel von solcher Größe aus einem Zirkuszelt herausschneiden müsste. Mit anderen Worten, ich muss eine schwierige Entscheidung treffen: Entweder ich beende die einzelnen Teile unvermittelter, als es manchen Lesern lieb ist, oder ich denke mir für jeden Band einen künstlichen Schluss aus, was meines Erachtens die Gesamtgestalt des Buches verändern und sich vielleicht sogar negativ auf den Zusammenhang der Handlung auswirken würde.

Mir bleibt daher nichts Anderes übrig, als meine wohlwollenden Leser um Nachsicht zu bitten. Ich sehe nach Möglichkeit zu, dass die Bände nicht mitten im Satz abbrechen – »Und da stellte sie fest, dass sie ... ups, Ende« –, aber bitte bedenkt, dass ihr Teile eines größeren Werkes bekommt und dass man das diesen Teilen anmerken wird. Ich werde mich trotzdem bemühen, jeden einzelnen Band in sich so rund wie möglich zu machen.

Danke.

WAS BISHER GESCHAH

STADT DER GOLDENEN SCHATTEN

Klatschnass im Schützengraben, nur dank seiner Kameraden *Finch* und *Mullet* vor Todesangst noch nicht völlig verrückt geworden, scheint sich *Paul Jonas* von den Tausenden anderer Infanteristen im Ersten Weltkrieg nicht zu unterscheiden. Doch als er sich unversehens auf einem leeren Schlachtfeld wiederfindet, allein bis auf einen in die Wolken wachsenden Baum, beschleicht ihn der Verdacht, er könnte doch verrückt sein. Als er den Baum emporklettert und oben ein Schloss in den Wolken, eine Frau mit Flügeln wie ein Vogel und ihren schrecklichen riesenhaften Wächter entdeckt, scheint sich der Verdacht zu bestätigen. Doch als er im Schützengraben wieder aufwacht, hält er eine Feder der Vogelfrau in der Hand.

In Südafrika in der Mitte des Einundzwanzigsten Jahrhunderts hat *Irene »Renie« Sulaweyo* ihre eigenen Probleme. Renie ist Dozentin für Virtualitätstechnik, und ihr neuester Student, ein junger Mann namens *!Xabbu*, gehört zum Wüstenvolk der Buschleute, denen die moderne Technik eigentlich zutiefst fremd ist. Zuhause übernimmt Renie die Mutterrolle für ihren kleinen Bruder *Stephen*, der begeistert die virtuellen Teile des weltweiten Kommunikationsnetzwerks – des »Netzes« – durchforscht, und verbringt ihre wenige freie Zeit damit, ihre Familie zusammenzuhalten. Ihr verwitweter Vater *Long Joseph* scheint sich nur dafür zu interessieren, wo er was zu trinken herbekommt.

Wie die meisten Kinder fühlt sich *Stephen* vom Verbotenen magisch angezogen, und obwohl *Renie* ihn schon einmal aus einem gruseligen virtuellen Nachtclub namens *Mister J's* gerettet hat, schleicht er sich abermals dort ein. Bis *Renie* herausfindet, was er getan hat, liegt *Stephen* schon im Koma. Die Ärzte können es nicht erklären, aber *Renie* ist sich sicher, dass ihm irgendetwas online zugestoßen ist.

Der US-Amerikaner *Orlando Gardiner* ist nur wenig älter als Renies Bruder, aber er ist ein Meister in mehreren Netzdomänen und verbringt wegen einer schweren Krankheit, an der er leidet, die meiste Zeit in der Online-Identität von *Thargor*, einem Barbarenkrieger. Doch als Orlando mitten in einem seiner Abenteuer auf einmal das Bild einer goldenen Stadt erblickt, die alles übertrifft, was er jemals im Netz gesehen hat, vergisst er darüber alles ringsherum, so dass seine Thargorfigur getötet wird. Trotz dieses schmerzlichen Verlusts kann Orlando sich der Anziehung der goldenen Stadt nicht entziehen, und mit der Unterstützung seines Softwareagenten *Beezle Bug* und der widerwilligen Hilfe seines Online-Freundes *Fredericks* ist er entschlossen, die goldene Stadt aufzuspuhen.

Auf einem Militärstützpunkt in den Vereinigten Staaten stattet unterdessen ein kleines Mädchen namens *Christabel Sorensen* ihrem Freund *Herrn Sellars*, einem sonderbaren, von Verbrennungen entstellten alten Mann, heimlich Besuche ab. Ihre Eltern haben ihr das verboten, aber sie hat den alten Mann und die Geschichten, die er erzählt, gern, und er erscheint ihr viel eher bedauernswert als furchterregend. Sie weiß nicht, dass er sehr ungewöhnliche Pläne mit ihr hat.

Je besser Renie den Buschmann !Xabbu kennen und seine freundliche Ausgeglichenheit wie auch seinen Außenseiterblick auf das moderne Leben schätzen lernt, desto mehr wird er ihr zum Vertrauten, als sie sich aufmacht herauszufinden, was mit ihrem Bruder geschehen ist. Sie und !Xabbu schmuggeln sich in Mister J's ein. Die Art, wie sich die Gäste in dem Online-Nachtclub in allen möglichen virtuellen Widerwärtigkeiten suhlen, bestätigt zwar ihre schlimmsten Befürchtungen, aber zunächst sieht es nicht so aus, als hätte etwas ihren Bruder körperlich schädigen können – bis sie beide eine grauenhafte Begegnung mit der hinduistischen Todesgöttin Kali haben. !Xabbu erliegt Kalis raffinierter Hypnose, und auch Renie ist kurz davor, doch mit Hilfe einer geheimnisvollen Gestalt, deren simulierter Körper (»Sim«) eine gesichtslose weiße Leere ist, gelingt es ihr, sich selbst und !Xabbu aus Mister J's zu befreien. Bevor sie offline geht, übergibt ihr die Gestalt noch Daten in Form eines goldenen Juwels.

Im Ersten Weltkrieg (oder was so aussieht) desertiert Paul Jonas unterdessen von seiner Einheit und versucht, durch das gefährliche Niemandsland zwischen den Linien in die Freiheit zu entkommen. Unter

ständigem Regen und Granatenbeschuss taumelt und robbt er sich über Schlamm- und Leichenfelder, bis er sich irgendwann in einer gespenstischen Umgebung befindet, einer flachen, nebeligen Leere, die noch unheimlicher ist als sein Schlosstraum. Ein schimmerndes goldenes Licht taucht auf und zieht Paul an, doch bevor er in dieses Leuchten hineingehen kann, erscheinen seine beiden Freunde aus dem Schützengraben und verlangen von ihm, dass er mit ihnen zurückkehrt. Müde und verwirrt will er schon nachgeben, doch als sie näher kommen, erkennt er, dass Finch und Mullet überhaupt nicht mehr wie Menschen aussehen, und er flieht in das goldene Licht.

Der älteste und vielleicht reichste Mensch der Welt im Einundzwanzigsten Jahrhundert heißt *Felix Jongleur*. Rein physisch ist er so gut wie tot, und er verbringt seine Tage in einem selbst geschaffenen virtuellen Ägypten, wo er als *Osiris*, der Gott des Lebens und des Todes, alles beherrscht. Sein wichtigster Diener, sowohl in der virtuellen als auch in der realen Welt, ist ein Serienmörder, ein australischer Aborigine-Mischling, der sich selbst *Dread* nennt, das Grauen, und bei dem zu der Lust daran, Menschen zu jagen, noch eine erschreckende außersinnliche Fähigkeit zur Manipulation elektronischer Schaltkreise kommt, mit der er Sicherheitskameras ausschalten und sich überhaupt allen Nachstellungen entziehen kann. Jongleur hat Dread vor Jahren entdeckt, und er hat viel dafür getan, die Kräfte des jungen Mannes zu schulen, und ihn zu seinem hauptsächlichen Mordinstrument gemacht.

Jongleur/Osiris ist auch der Vorsitzende einer Gruppe, der einige der mächtigsten und reichsten Leute der Welt angehören, der *Gralbruderschaft*. Diese Gruppe hat sich ein unvergleichliches virtuelles Universum errichtet, das Gralprojekt, auch Otherland oder Anderland genannt. (Der letztere Name kommt von einem Wesen, das als der »Andere« bezeichnet wird und das im Gralprojekt-Netzwerk eine zentrale Rolle spielt. Diese mächtige Kraft, ob künstliche Intelligenz oder eine noch rätselhaftere Erscheinung, ist weitgehend unter Jongleurs Kontrolle, zugleich aber das Einzige auf der Welt, wovor sich der alte Mann fürchtet.)

Es gibt innere Streitigkeiten in der Gralbruderschaft, weil es so lange dauert, bis das geheimnisvolle Gralprojekt endlich zur Vollendung gediehen ist. Alle Mitglieder haben Milliarden darin investiert und warten schon ein Jahrzehnt ihres Lebens oder noch länger dar-

auf. Angeführt von dem US-Amerikaner *Robert Wells*, dem Präsidenten eines gigantischen Technologiekonzerns, rebellieren einige gegen Jongleurs Vorsitz und seine Politik der Geheimhaltung, zu der es auch gehört, keine Auskünfte über den Andern zu geben.

Jongleur unterdrückt eine Meuterei und befiehlt seinem Lakaien Dread, einen Schlag gegen ein Gralsmitglied in die Wege zu leiten, das bereits aus der Bruderschaft ausgetreten ist.

Nachdem sie mit knapper Not dem virtuellen Nightclub Mister J's entinnen konnten, sind Renie und ihr Student !Xabbu fester denn je davon überzeugt, dass zwischen dem Club und Stephens Koma ein Zusammenhang besteht. Doch als Renie das Datenobjekt untersucht, das die geheimnisvolle weiße Gestalt ihr mitgegeben hat, entfaltet es sich zu dem erstaunlich realistischen Bild einer goldenen Stadt. Renie und !Xabbu bitten Renies frühere Professorin *Doktor Susan Van Bleeck* um Hilfe, aber sie kann das Geheimnis der Stadt nicht lüften, ja nicht einmal mit Sicherheit sagen, ob es sich um einen real existierenden Ort handelt. Die Professorin beschließt, sich an eine Bekannte zu wenden, die möglicherweise helfen kann, eine Rechercheurin namens *Martine Desroubins*. Doch bevor Renie und die schwer aufspürbare Martine Kontakt aufnehmen können, wird Doktor Van Bleeck in ihrem Haus überfallen und furchtbar misshandelt und wird ihre gesamte Anlage zerstört. Renie begibt sich eilig ins Krankenhaus, doch Susan hat gerade noch Zeit, sie auf die Fährte eines Freundes zu setzen, bevor sie stirbt und eine zornige und entsetzte Renie zurücklässt.

Unterdessen hat Orlando Gardiner, der kranke Teenager in den USA, dermaßen besessen die Spur der goldenen Stadt aufgenommen, die er im Netz gesehen hat, dass sein Freund Fredericks anfängt, sich Sorgen um ihn zu machen. Orlando ist schon immer sehr eigen gewesen – Simulationen von Todeserfahrungen üben auf ihn eine Faszination aus, die Fredericks nicht verstehen kann –, aber jetzt scheint er völlig abzuheben. Als Orlando auch noch in den berühmten Häckerknoten TreeHouse eindringen will, bestätigen sich Fredericks' schlimmste Befürchtungen.

TreeHouse ist der letzte anarchische Freiraum im Netz, ein Ort, wo keine Vorschriften den Leuten diktieren, was sie machen können oder wie sie aussehen müssen. Doch obwohl Orlando TreeHouse faszinierend findet und dort unerwartete Verbündete in der *Bösen Bande*

findet, einer Gruppe von Hackerkindern, die im virtuellen Raum als Haufen winziger, geflügelter gelber Affen auftreten, erregen seine Versuche, die Herkunft der goldenen Stadt zu ergründen, Verdacht, und er und Fredericks müssen fliehen.

Mit Hilfe von Martine Desroubins sind Renie und !Xabbu derweil ebenfalls in TreeHouse gelandet, weil sie hinter einem alten pensionierten Häcker namens *Singh* her sind, Susan Van Bleecks Freund. Als sie ihn finden, erzählt er ihnen, er sei der letzte aus einer Gruppe spezieller Programmierer, die einst das Sicherheitssystem für ein geheimnisvolles Netzwerk mit dem Decknamen »Otherland« bauten, und seine Kollegen seien alle unter merkwürdigen Umständen ums Leben gekommen. Er sei der einzige Überlebende.

Renie, !Xabbu, Singh und Martine kommen zu dem Schluss, dass sie in das Otherlandsystem eindringen müssen, um herauszufinden, welches Geheimnis das Leben von Singhs Kollegen und von Kindern wie Renies Bruder wert ist.

Paul Jonas' Flucht aus den Schutzensgraben des Ersten Weltkriegs hat nur dazu geführt, dass er jeden Bezug zu Raum und Zeit verloren hat. Weitgehend erinnerungslos irrt er durch eine Welt, in der eine weiße Königin und eine rote Königin sich gegenseitig bekriegen, und wird abermals von den Finch- und Mulletfiguren verfolgt. Mit Hilfe eines Jungen namens *Gally* und beraten von einem umstandskramerischen, eiförmigen Bischof kann Paul ihnen entkommen, doch seine Verfolger ermorden Gallys Freunde, eine Schar Kinder. Ein riesiges Ungetüm, Jabberwock genannt, lenkt Pauls und Gallys Feinde ab, und die beiden springen in einen Fluss.

Als sie wieder an die Oberfläche kommen, sind sie in einer anderen Welt, einer sonderbaren, karikaturahnlichen Version des Mars, wo sich Ungeheuer und abenteuernde englische Gentlemen tummeln. Paul trifft die Vogelfrau aus seinem Schlosstraum wieder, die jetzt *Vaala* heißt, aber diesmal ist sie die Gefangene eines marsianischen Fürsten. Tatkräftig unterstützt von dem tollkühnen *Hurley Brummond* rettet Paul die Frau. Auch sie meint Paul zu kennen, weit aber nicht, woher. Als die Finch- und Mulletfiguren wieder auftauchen, flieht sie. Bei dem Versuch, sie einzuholen, stürzen Paul und Gally mit einem gestohlenen fliegenden Schiff ab, in das sichere Verderben, wie es scheint. Nach einem seltsamen Traum, in dem er sich wieder in dem Wolkenschloss

befindet und dort von Finch und Mullet in ihrer bislang bizarrsten Erscheinungsform unter Druck gesetzt wird, wacht Paul ohne Gally inmitten von Neandertalern in der Eiszeit auf.

In Südafrika werden Renie und ihre Gefährten unterdessen von Fremden bedroht und müssen die Flucht ergreifen. Mit Hilfe von Martine (die sie noch immer nur als Stimme kennen) finden Renie und !Xabbu, begleitet von Renies Vater und Doktor Van Bleecks Hausangestelltem *Jeremiah*, eine stillgelegte Militärbasis in den Drakensbergen, die ursprünglich für Versuche mit unbemannten Kampfflugzeugen gedacht war. Sie setzen zwei V-Tanks instand (Wannen zur Immersion in die virtuelle Realität), damit Renie und !Xabbu auf unbestimmte Zeit online gehen können, und bereiten ihr Eindringen in Otherland vor.

Auf dem Militärstützpunkt in den USA hingegen lässt sich die kleine Christabel überreden, dem gelähmten Herrn Sellars bei der Ausführung eines komplizierten Plans zu helfen, der sich erst dann als Fluchtversuch herausstellt, als er aus seinem Haus verschwindet und damit den ganzen Stützpunkt (vor allem Christabels Vater, den Sicherheitschef) in helle Aufregung versetzt. Mit dem Beistand eines obdachlosen Jungen von außerhalb hat Christabel ein Loch in den Zaun des Stützpunkts geschnitten, aber nur sie weiß, dass Herr Sellars gar nicht dort hindurch geflohen ist, sondern sich in Wirklichkeit in einem Tunnelsystem unter dem Stützpunkt versteckt hält, von wo aus er nunmehr seine mysteriöse »Aufgabe« frei weiterverfolgen kann.

In der verlassenen unterirdischen Militäranlage in den Drakensbergen steigen Renie und !Xabbu in die V-Tanks, gehen online und dringen zusammen mit Singh und Martine in Otherland ein. In einer grauenhaften Begegnung mit dem Andern, der das Sicherheitssystem des Netzwerks zu sein scheint, stirbt Singh an einem Herzanfall, doch die übrigen drei überleben und können zunächst gar nicht glauben, dass sie sich in einer virtuellen Umgebung befinden, so unglaublich realistisch ist das Netzwerk. Noch in anderer Hinsicht ist die Erfahrung merkwürdig. Martine hat zum ersten Mal einen Körper, !Xabbu hat die Gestalt eines Pavians angenommen, und besonders folgenswer ist ihre Entdeckung, dass sie sich nicht wieder offline begeben können. Renie und die anderen erkennen, dass sie in einem artifiziellen südamerikanischen Land gelandet sind. Als sie die Hauptstadt erreichen, ist sie die goldene Stadt, nach der sie so lange gesucht haben. Dort wer-

den sie festgenommen und sind jetzt Gefangene von *Bolívar Atasco*, einem Mann, der mit der Gralsbruderschaft zusammenhängt und von Anfang an am Bau des Otherlandnetzwerks mitgewirkt hat.

In den USA hat Orlandos Freundschaft mit Fredericks die Bewährungsprobe zweier Enthüllungen überstanden, nämlich dass Orlando an der seltenen Krankheit der frühzeitigen Vergreisung leidet und nur noch kurze Zeit zu leben hat und dass Fredericks in Wirklichkeit ein Mädchen ist. Sie werden unerwarteterweise von der Bösen Bande an Renies Häckerfreund Singh angekoppelt, als dieser gerade die Verbindung zum Gralsnetzwerk herstellt, und rutschen mit hindurch nach Anderland. Nach ihrer eigenen fürchterlichen Begegnung mit dem Andern geraten Orlando und Fredericks ebenfalls in die Gefangenschaft Atascos. Doch als sie, zusammen mit Renies Schar und noch anderen, dem großen Mann vorgeführt werden, stellt sich heraus, dass Atasco sie gar nicht zusammengerufen hat, sondern Herr Sellars, und dieser erscheint jetzt in Gestalt des eigenartigen leeren Sims, der Renie und !Xabbu das Entkommen aus Mister J's ermöglichte.

Sellars erklärt, dass er sie alle mit dem Bild der goldenen Stadt angelockt habe – die unauffälligste Methode, die ihm eingefallen sei, da ihre Feinde von der Gralsbruderschaft unglaublich mächtig und gnadenlos seien. Er berichtet, dass Atasco und seine Frau früher der Bruderschaft angehört hätten, aber ausgetreten seien, als ihre Fragen zum Netzwerk nicht beantwortet wurden. Dann schildert Sellars, wie er entdeckt habe, dass das geheime Otherlandnetzwerk in einem unerfindlichen, aber nicht zu leugnenden Zusammenhang mit der Erkrankung Tausender von Kindern wie Renies Bruder Stephen stehe. Bevor er das weiter ausführen kann, erstarren die Sims von Atasco und seiner Frau urplötzlich, woraufhin Sellars' Sim verschwindet.

In der wirklichen Welt hat Jongleurs Mordwerkzeug Dread mit dem Angriff auf Atascos befestigte Insel in Kolumbien begonnen und nach der Ausschaltung der Abwehranlagen und der Wachmannschaften beide Atascos umgebracht. Mit seinen besonderen Fähigkeiten – seinem »Dreh« – zapft er daraufhin ihre Datenleitungen an, hört Sellars' Ausführungen mit und gibt seiner Assistentin *Dulcinea Anwin* die Anweisung, eine der bei Atasco online versammelten Personen, zu denen auch Renie und ihre Freunde gehören, aus der Leitung zu werfen. Damit kann Dread die Identität dieser Person annehmen und sich als

getarnter Spion in den Kreis von Renie und ihren Freunden einschleichen.

Sellars taucht noch einmal in der virtuellen Welt der Atascos auf und beschwört Renie und die anderen, in das Netzwerk hinein zu fliehen, er wolle sich unterdessen darum bemühen, ihre Anwesenheit zu verbergen. Sie sollen nach Paul Jonas Ausschau halten, einem rätselhaften VR-Gefangenen, dem Sellars zur Flucht vor der Bruderschaft verholffen hat. Die Gruppe um Renie gelangt aus der Stadt der Atascos hinaus auf den Fluss und von dort durch ein elektrisches blaues Leuchten hindurch in die nächste Simwelt. Gequält und überwältigt von dem Übermaß auf sie einströmender Daten enthüllt Martine schließlich Renie ihr Geheimnis: Sie ist blind.

Ihr Schiff ist ein riesiges Blatt geworden. Eine Libelle von der Größe eines Kampfflugzeuges saust über sie hinweg.

In der wirklichen Welt können Jeremiah und Renies Vater Long Joseph in ihrem Stützpunkt im Berg nur passiv die stummen V-Tanks beobachten, sich grämen und warten.

VORSPANN

> Schnee, überall Schnee – die Welt war weiß.

Im Land der Toten muss es wärmer gewesen sein, ging es ihm durch den Kopf wie zum Hohn auf sich selbst, auf ein sinnloses Universum. Ich hätte es nie verlassen sollen.

Schnee und Eis und Wind und Blut ...

Das Ding in der flachen Grube gab ein schreckliches Röhren von sich und schwenkte den Kopf. Geweihschaufeln von der Größe kleiner Bäume fegten hin und her, schleuderten Schnee und Erde in die Höhe und verfehlten nur knapp einen der Männer, der sich vorgebeugt hatte, um einen Stoß mit dem Speer zu führen.

Der Hirsch war größer als alle Vertreter seiner Art, die Paul je im gemütlichen alten Londoner Zoo gesehen hatte, übermannshoch an den Schultern und schwer wie ein Zuchtbulle. Er kämpfte seit fast einer Stunde schon mit furchterregender Kraft, und die Spitzen des riesigen geschwungenen Geweihs waren mit dem Blut eines Mannes namens Weint-nie besudelt, doch das zottige Fell des Tieres war auch von seinem eigenen Blut getränkt, ebenso der Schnee ringsherum am Rand des Loches.

Er sprang erneut hoch und glitschte mit scharrenden Hufen ab, die den Grund der Grube zu einem rötlichen Brei zerstampften. Speere, die der Hirsch in seinem dicken Pelz hängen hatte, rasselten wie exotische Schmuckstücke. Läuft-weit, der der furchtloseste Jäger des Trupps zu sein schien, sprang dicht heran und riss einen seiner Speere heraus. Sein Stoßversuch schlug fehl, weil er erst dem herumsausenden Geweih ausweichen musste, aber dann bohrte er dem Tier die steinerne Spitze direkt unter das wuchtige Kinn. Das Blut aus der Schlagader

spritzte drei Meter weit auf Läufeit und die beiden ihm am nächsten stehenden Jäger, die dadurch über das Ockergelb und Schwarz ihrer Jagdbemalung noch eine weitere Farbschicht erhielten.

Der Hirsch machte einen letzten verzweifelten Versuch, die Böschung zu erklimmen und aus der Grube zu entkommen, aber bevor er am Rand Fuß fassen konnte, stießen ihn die Speere der Jäger zurück, so dass er unbeholfen wie ein Kälbchen wieder hinunterrutschte.

Der aus dem Hals pulsende Blutfluss wurde schwächer. Der Hirsch stand auf wackligen Beinen unten in der Grube und holte stockend Luft. Ein Bein knickte ein, doch er rappelte sich noch einmal auf, bleckte mit letzter Anstrengung die Zähne und blickte funkelnd unter den weit ausladenden Schaufeln hervor. Der Mann namens Vogelfänger rammte ihm noch einen Speer in die Seite, aber das war eigentlich schon überflüssig. Der Hirsch taumelte einen Schritt zurück, und in sein Gesicht trat ein Ausdruck, den Paul bei einem Menschen als traurig bezeichnet hätte, dann fiel er auf die Knie und kippte mit pumpender Brust auf die Seite.

»Jetzt schenkt er sich uns«, sagte Läufeit. Unter seiner verschmierten Farbe verzerrte ein starres Grinsen erschöpfter Befriedigung seinen Mund, doch aus seinen Augen sprach etwas Tieferes. »Jetzt gehört er uns.«

Läufeit und ein anderer Mann kletterten in die Grube. Als der Gefährte das Geweih gepackt hatte und es dem japsenden und zuckenden Hirsch zum Trotz festhielt, schlitzte Läufeit dem Tier mit einer schweren Steinklinge die Kehle auf.

Es wirkte wie eine besonders grausame Ironie, dass der Jäger mit dem eigenartigen Namen Weint-nie nicht nur tiefe Geweihsschmissee am Kopf und im Gesicht bekommen, sondern außerdem noch sein linkes Auge verloren hatte. Während einer der anderen Jäger das schrundige Loch mit Schnee ausstopfte und es mit einem rohen Lederstreifen verband, murmelte Weint-nie etwas vor sich hin, einen raunenden Singsang, der eine Klage oder ein Gebet sein mochte. Läufeit hockte sich neben ihn und bemühte sich, dem Verletzten mit einer Handvoll Schnee Blut aus dem Gesicht und dem Bart zu waschen, aber die Wunden bluteten weiter stark. Paul staunte darüber, mit welcher Gemütsruhe die anderen die schrecklichen Verletzungen ihres Gefährten hinnahmen, doch

andererseits hatten alle selber Narben und Verstümmelungen vorzuweisen.

Es stirbt sich leicht hier, dachte er bei sich, deshalb muss einem alles darunter schon wie ein Sieg vorkommen.

Nachdem sie ihn abgehäutet hatten, zerlegten die Neandertaler den Hirschkörper mit ihren Feuersteinmessern flink und geschickt in große Stücke und wickelten die Innereien und selbst die Knochen zum Mitnehmen in das noch dampfende Fell. Die Menschen, wie sie sich selbst nannten, ließen nichts verkommen.

Als die Arbeit dem Ende zuging, richteten einige der Männer ihr Augenmerk wieder auf Paul, vielleicht um zu sehen, ob der Fremde, den sie aus dem zugefrorenen Fluss gerettet hatten, von ihrer Tapferkeit auch gebührend beeindruckt war. Nur der mit dem Namen Vogelfänger betrachtete ihn mit offenem Misstrauen, aber alle wahrten Abstand. Da er weder bei der Erlegung noch bei der Zerteilung des Hirsches mitgewirkt hatte, kam Paul sich besonders nutzlos vor und war deshalb dankbar, als Läuft-weit zu ihm trat. Der Anführer der Jagd war bislang der Einzige, der mit Paul sprach. Jetzt streckte er eine blutbesudelte Hand aus und hielt dem Fremden einen Streifen dunkelrotes Fleisch hin. Durchaus empfänglich für die freundliche Geste nahm Paul das Fleisch entgegen. Es war eigentümlich geschmacklos, als ob man blutgesalzenes Gummi kaute.

»Der Baumgehörnte hat wacker gekämpft.« Läuft-weit steckte sich das nächste Stück in den Mund. Als es nicht ganz hineinging, schnitt er den Rest mit seinem Steinmesser ab und behielt es in der Hand, bis er den ersten Happen verdrückt hatte. Er grinste und zeigte dabei eine Reihe abgewetzter und schartiger Zähne. »Wir haben jetzt viel Fleisch. Die Menschen werden sich freuen.«

Paul nickte und wusste nicht recht, was er sagen sollte. Ihm war etwas Merkwürdiges aufgefallen: Die Sprache der Jäger war ein gut verständliches Englisch, was bei einer Gruppe altsteinzeitlicher Jäger eigentlich äußerst unwahrscheinlich war. Gleichzeitig schienen ihre Lippenbewegungen zu dem, was sie sagten, nicht ganz zu passen, als ob er mitten in einen gut, aber nicht völlig perfekt synchronisierten ausländischen Film hineingestolpert wäre.

Wirklich, es machte den Eindruck, als hätte er eine Art Überset-

zungsimplantat eingesetzt bekommen, so wie sein alter Studienfreund Niles bei seinem Eintritt in den diplomatischen Dienst. Aber wie hätte das sein können?

Zum fünften oder sechsten Mal an diesem Tag wanderten Pauls Finger zu seinem Halsansatz am Hinterkopf und tasteten nach der Neurokanüle, von deren Nichtvorhandensein er sich längst überzeugt hatte, fühlten wieder nur kalte Gänsehaut. Er hatte niemals Implantate haben wollen und den Trend auch dann noch abgelehnt, als die meisten seiner Freunde schon längst welche besaßen, und doch kam es ihm jetzt so vor, als hätte ihm jemand eines ohne seine Zustimmung verpasst – und es zudem noch verstanden, die physische Existenz des Dings vollkommen zu verbergen.

Wer könnte so was machen? fragte er sich. Und warum? Und vor allen Dingen, wo um Gottes willen bin ich hier?

Er hatte die ganze Zeit immer wieder darüber nachdenken müssen, ohne einer Antwort näher gekommen zu sein. Er schien durch Raum und Zeit zu gleiten wie eine Figur aus einer besonders fantasiefreudigen Science-Fiction-Story. Er war, erinnerte er sich, in einer Marswelt wie aus einem alten Abenteuerheftchen und in einer völlig hirnrissigen Version von Alices Land hinter den Spiegeln herumgeirrt. Er hatte noch andere unwahrscheinliche Orte gesehen – die Einzelheiten waren verschwommen, aber dennoch zu vollständig, um lediglich Traumreste zu sein. Doch wie war das möglich? Wenn jemand Kulissen bauen und Schauspieler anheuern wollte, um ihn derart gründlich hinters Licht zu führen, würde das Millionen – Milliarden! – kosten, und so sehr er sich auch bemühte, er konnte bei keinem dieser vermeintlichen Schauspieler den geringsten Riss in der Fassade entdecken. Genauso wenig konnte er sich vorstellen, weshalb irgendjemand solche Unsummen auf ein Nichts wie ihn verschwenden sollte, einen Hilfskustos in einem Museum, der weder einflussreiche Freunde noch besonders tolle Zukunftsaussichten hatte. Auch wenn die Stimme aus der goldenen Harfe das Gegenteil behauptet hatte, dies alles musste real sein.

Es sei denn, man hätte ihn irgendwie einer Gehirnwäsche unterzogen. Das war nicht auszuschließen. Eine Art Drogenexperiment vielleicht – aber warum? In seinem Gedächtnis klaffte nach wie vor eine Lücke, in der die Antwort schlummern mochte, aber im Gegensatz

zu den absonderlichen Fahrten durch imaginäre Landschaften konnte keine noch so große Konzentration diesen einen dunklen Fleck in irgendeiner Weise erhellen.

Läuft-weit kauerte immer noch neben ihm, und unter den Brauenwülsten blitzte die Neugier aus den runden Augen. Verlegen und verwirrt zuckte Paul mit den Achseln, griff sich eine Handvoll Schnee und zerdrückte sie zwischen den krebsartigen Zangen seiner rohen Fäustlinge. Gehirnwäsche würde erklären, wieso er in einem zugefrorenen prähistorischen Fluss aufgewacht und von authentisch aussehenden Neandertalern gerettet worden war – die Kostüme und Kulissen für eine entsprechende Halluzination wären nicht sehr kostspielig. Aber sie konnte nicht das absolut und unbestreitbar *reale* und anhaltende Vorhandensein der Welt um ihn herum erklären. Sie konnte nicht den Schnee in seiner Hand erklären, kalt und körnig und weiß. Sie konnte nicht den Fremden neben ihm erklären, mit seinem andersartigen, aber ganz zweifellos vom Leben gezeichneten Gesicht.

So viele Fragen, aber nach wir vor keine Antwort. Paul seufzte und ließ den Schnee aus der Hand fallen.

»Werden wir heute hier übernachten?«, fragte er Läuft-weit.

»Nein. Es ist nicht mehr weit bis dorthin, wo die Menschen wohnen.

Wir werden dort sein, bevor es richtig dunkel ist.« Der Jäger beugte sich vor, runzelte die Stirn und starrte Paul in den Mund. »Du isst, Flussgeist. Essen alle Leute aus dem Land der Toten?«

Paul lächelte traurig. »Nur wenn sie Hunger haben.«

Läuft-weit, dessen stämmige Beine ihn mit erstaunlicher Leichtigkeit durch den Schnee trugen, ging an der Spitze; wie alle Jäger, selbst der furchtbar verwundete Weint-nie, bewegte er sich mit der instinktiven Geschmeidigkeit eines wilden Tieres. Obwohl sie jetzt etliche Hundert Kilogramm Hirschfleisch zu schleppen hatten, folgten die anderen ihm nicht minder flink, so dass Paul alle Mühe hatte, Schritt zu halten.

Er rutschte auf einem verschneit am Boden liegenden Ast aus und wäre gestürzt, wenn der Mann neben ihm nicht blitzschnell zugepackt und ihn festgehalten hätte, bis Paul wieder Tritt gefasst hatte; die Hände des Neandertalers waren hart und rauh wie Baumrinde. Pauls

Verwirrung wuchs. Angesichts solch schlagender Argumente konnte er seine Zweifel unmöglich aufrechterhalten. Auch wenn diese Männer nicht ganz so aussahen wie die übertrieben dargestellten Höhlenmenschen aus den Filmen seiner Kindheit, waren sie doch so deutlich von einem anderen, einem wilderen und einfacheren Schlag als er, dass er seine Skepsis aufgab; sie verschwand jedoch weniger, als dass sie in eine Art Winterschlaf versank, um wieder zu erwachen, sobald sie ihm zu etwas nutze sein konnte.

Ein Ton, der wie Wolfsgeheul klang, hallte den Hang hinunter. Die Jäger vom Menschenstamm schritten noch etwas schneller aus.

Nichts um dich herum ist wahr, und dennoch kann das, was du siehst, dich verletzen oder töten, hatte das goldene Juwel, die Stimme aus der Harfe, zu ihm gesagt. Wer oder was diese Männer auch waren, ob echt oder vorgespiegelt, sie waren in dieser Welt in einer Art und Weise zuhause, wie Paul es ganz offensichtlich nicht war. Er war notgedrungen auf sie angewiesen. Um seiner geistigen Gesundheit willen war es vielleicht geraten, davon auszugehen, dass sie genau das waren, was sie zu sein schienen.

> Als er ein kleiner Junge war, als er noch »Paulie« gerufen wurde und seinem exzentrischen Vater und seiner kränkenden Mutter unterstand, hatte er jedes Weihnachten mit ihnen im Landhaus seiner Großmutter väterlicherseits in Gloucestershire verbracht, in dem waldigen Hügel-land, das die Einheimischen gern »das wirkliche England« nannten. Aber es war gar nicht wirklich gewesen, durchaus nicht: Sein Reiz bestand gerade darin, dass es etwas symbolisierte, was es niemals richtig gegeben hatte, ein kleinbürgerliches England von einer idyllischen, ländlichen Schönheit, deren tatsächliche Fadenscheinigkeit mit jedem Jahr deutlicher zutage trat.

Für Oma Jonas war die Welt außerhalb ihres Dorfes mit der Zeit immer schattenhafter geworden. Sie konnte die Verwicklungen eines Nachbarschaftsstreites über einen Zaun mit der Kompetenz eines Rechtsexperten im Nachrichtennetz darstellen, aber hatte Mühe, sich zu erinnern, wer Premierminister war. Natürlich besaß sie einen Wandbildschirm – einen kleinen, altmodischen, mit barockem Goldrahmen an der Wohnzimmerwand wie um das Foto eines langver-

storbenen Angehörigen. Er wurde kaum benutzt, Gespräche führte sie bildlos. Oma Jonas hatte der visuellen Kommunikation nie ganz über den Weg getraut, vor allem nicht der Behauptung, sie könne, wenn sie wolle, andere sehen, ohne von ihnen gesehen zu werden, und bei dem Gedanken, jemand Fremdes könnte bei ihr ins Haus hineinschauen und sie im Nachthemd sehen, wurde ihr, wie sie es ausdrückte, »ganz schwummerig, Paulie-Schatz, total schwummerig«.

Trotz ihres Misstrauens gegen die moderne Welt, oder vielleicht sogar zum Teil deswegen, hatte Paul sie schrecklich lieb gehabt, und sie ihrerseits hatte ihn geliebt, wie nur eine Großmutter es konnte. Jeder kleine Erfolg auf seinem Lebensweg war ein strahlender Sieg, jeder Verstoß gegen elterliche Autorität ein Zeichen von Klugheit und Unabhängigkeit, die unterstützt und nicht verurteilt werden wollten. Wenn der kleine Paul in einem seiner Anfälle zielloser Rebellion sich weigerte, beim Abtrocknen zu helfen oder sonst eine Arbeit im Haus zu machen (und dafür keinen Nachtisch kriegte), kam Oma Jonas später am Abend an die Tür seines Gefängniszimmers, steckte ihm heimlich etwas Süßes zu und huschte atemlos wieder nach unten, bevor seine Eltern ihre Abwesenheit bemerkten.

Als er sieben war, gab es den großen Schneewinter. Es war Englands weißeste Weihnacht seit Jahrzehnten, und die Sensationsnetze überschlugen sich, weil jedes die fantastischsten Bildberichte bringen wollte – die Saint Paul's Cathedral mit einer weißen Narrenkappe, Schlittschuhläufer auf der unteren Themse wie zu elisabethanischen Zeiten (viele kamen ums Leben, weil das Eis nicht dick genug war). In den ersten Wochen, vor den Horrormeldungen wie »Neues Atlantiktief bringt Schneesturminferno« und den täglichen Totenstatistiken (mit Bildern von jeder einzelnen Leiche), die angaben, wie viele Leute erfroren waren, weil sie draußen geschlafen oder einfach an den kleineren Stationen auf den Zug gewartet hatten, lösten die starken Schneefälle bei den meisten Leuten, und ganz gewiss bei dem kleinen Paul, eine unbändige Freude aus. Es war seine erste richtige Erfahrung mit Schneeballwerfen und Schlittenfahren und kalten Überraschungen, die einem von den Ästen der Bäume in den Kragen rutschten, mit einer Welt, die mit einemmal fast sämtlicher Farben beraubt war.

An einem milden Tag, als die Sonne schien und der Himmel weit-

gehend blau war, hatten er und seine Großmutter einen Spaziergang gemacht. Der jüngste Schneefall hatte alles zugedeckt, und während sie langsam über die Felder gingen, sahen sie keinerlei Zeichen anderer Menschen außer dem Rauch aus einem fernen Schornstein und keine Fußspuren als die ihrer eigenen Gummistiefel, so dass das Landschafts-panorama vor ihnen urtümlich wirkte, unberührt.

Als sie schließlich an einer Stelle zwischen den Feldhecken ankamen, wo sich vor ihnen ein sanftes Tal auftat, blieb seine Großmutter abrupt stehen. Sie breitete die Arme aus, und mit einer Stimme, die er bei ihr noch nie gehört hatte, leise und doch leidenschaftlich hingerissen, sagte sie: »Sieh nur, Paulie, ist das nicht herrlich! Ist das nicht vollkommen! Es ist, als wären wir wieder am Anfang der Zeit. Als ob die ganze sündige Welt es noch mal von vorne versuchen dürfte.« Und die geballten Fäustlinge ans Gesicht gepresst wie ein Kind, das sich etwas wünscht, fügte sie hinzu: »Wäre das nicht wunderbar?«

Überrascht und ein wenig erschrocken über die Heftigkeit ihrer Reaktion hatte er sich bemüht, ihr Erlebnis zu teilen, doch es war ihm nicht gelungen. Gewiss, die Illusion der Leere, der unbegrenzten Möglichkeit hatte etwas Schönes. Aber anders als eine Großmutter lebt ein siebenjähriger Junge nicht mit dem Gefühl, die Menschen hätten alles zugrunde gerichtet, und er war durchaus noch klein genug gewesen, um den Gedanken einer Welt ohne vertraute Orte und Leute, einer Welt klarer, kalter Einsamkeit, beunruhigend zu finden.

Lange hatten sie so gestanden und die unbewohnte Winterwelt betrachtet, und als sie schließlich umkehrten – und zu Pauls heimlicher Erleichterung in ihren eigenen entgegenkommenden Fußspuren gingen, den Pfad der Brotbröcklein aus dem beschwerlichen Wald der Erwachsenenklagen zurückverfolgten –, hatte seine Großmutter grimmig vor sich hingelächelt und ein Lied gesungen, das er nicht richtig verstehen konnte.

Paul hatte an jenem Tag vor so langer Zeit vergebens versucht, ihr Glücksgefühl nachzuempfinden. Doch jetzt schien er derjenige zu sein, der in die von ihr ersehnte Welt hineingepurzelt war, eine Welt – Tausende von Generationen vor selbst der ewig weit zurückliegenden Kindheit seiner Großmutter –, von der sie nur träumen konnte.

Ja, wenn Oma Jonas das hätte sehen können, dachte er. Wie hätte

sie sich gefreut. Das hier ist wirklich der Anfang – lange, lange vor den korrupten Politikern und den widerlichen Shows im Netz und den rüden und vulgären Umgangsformen der Leute und den ganzen ausländischen Restaurants, wo man Sachen vorgesetzt bekam, die sie nicht aussprechen konnte. Sie hätte sich gefühlt wie im Himmel.

Allerdings, musste er zugeben, würde sie sich schwertun, eine gute Tasse Tee zu bekommen.

Die Leute vom Menschenstamm zogen scheinbar ohne jede Marschordnung am Rand eines Bergwaldes einen langen, tief verschneiten Abhang hinunter, aus dem hier und da schroffe Kalksteinfelsen herausstanden. Schlanke Baumschatten querten ihren Pfad wie Markierungen für eine noch zu bauende Treppe. Das Licht verglomm rasch, und der Himmel, über dem das weiche Grau einer Taubenbrust gelegen hatte, nahm einen kälteren, dunkleren Ton an. Paul fragte sich plötzlich zum ersten Mal, nicht in welcher Zeit er sich befand, sondern an welchem Ort.

Hatte es überall Neandertaler gegeben oder nur in Europa? Er konnte sich nicht mehr erinnern. Das wenige, was er über die vorgeschichtliche Menschheit wusste, bestand aus zusammenhanglosen Einzelheiten wie auf Ratespielkarten – Höhlenmalerei, Mammutjagd, mühsam von Hand abgeschlagene Steingeräte. Es war frustrierend, dass sein Gedächtnis nicht mehr hergab. Die Leute in Science-Fiction-Filmen schienen immer nützliche Dinge über die Gegenden im Kopf zu haben, durch die ihre Zeitreisen führten. Wie aber, wenn der Zeitreisende in der Schule in Geschichte nie besonders gut gewesen war? Was dann?

Es kamen jetzt mehr Kalksteinfelsen, große Platten, die sich seitlich aus dem Boden zu schieben schienen, schattenhafte Rechteckformen, die im Dämmerlicht weniger hell schimmerten als der allgegenwärtige Schnee. Läuft-weit ließ sich in eine langsamere Gangart fallen und die übrige Gruppe vorbeieilen, bis Paul am Ende der Schlange ihn eingeholt hatte. Der bärtige Jäger gesellte sich wortlos zu ihm, und Paul, der ziemlich außer Atem war, hatte nichts dagegen.

Als sie um einen großen Felsvorsprung bogen, sah Paul warmes gelbes Licht auf den Schnee fallen. Seltsame knorrige Gestalten, die mit verformten Händen Speere umklammert hielten, standen als dunkle Silhouetten in einer breiten Öffnung in der Felswand, und im ersten

Schreck musste Paul an Märchen über Trollbrücken und Feenhügel denken. Läuft-weit fasste ihn am Ellbogen und schob ihn weiter; als er den Höhleneingang erreicht hatte, sah er, dass die Wächter nur vom Alter gebeugte Mitglieder des Menschenstammes waren, die zurückgelassen worden waren, um den heimischen Herd zu schützen wie Großbritannien Home Guard in Kriegszeiten.

Der Jagdtrupp wurde sofort umringt, nicht nur von diesen greisen Wächtern, sondern auch von einem Strom in Felle gemummter Frauen und Kinder, die allesamt redeten und gestikulierten. Die Verletzungen von Weint-nie wurden mit vielen Bekundungen des Mitgefühls untersucht. Paul rechnete halb damit, dass sein Erscheinen abergläubische Panik auslösen würde, aber obwohl alle ihn mit einem Interesse beäugten, das von ängstlich bis fasziniert reichte, war er deutlich weniger wichtig als das Fleisch und die Geschichten, die die Jäger mitbrachten. Die Gruppe verzog sich vom Rand der Höhle und begab sich aus dem kalten Wind in das flackernde, rauchige Innere.

Auf den ersten Blick sah der Wohnsitz der Menschen am ehesten wie ein Heerlager aus. Aus Häuten gefertigte Zelte standen in einer Reihe mit dem Rücken zum Höhleneingang wie eine Herde von Tieren, die sich vor dem Wind zusammendrängten. Dahinter befand sich, von den Zelten geschützt, ein zentraler Bereich mit einer Mulde im Boden, in der ein großes Feuer brannte, ein natürlicher Kalksteinsaal, niedrig, aber weitläufig. Die wenigen Frauen, die drinnen geblieben waren, um auf das Feuer zu achten, blickten jetzt auf, lachten und riefen den heimkehrenden Jägern Bemerkungen zu.

Die übrigen vom Menschenstamm sahen ganz ähnlich aus wie die Männer, mit denen er gekommen war, klein und stämmig gebaut und mit Gesichtszügen, die bis auf die wulstigen Brauen und die breiten Kinnladen nichts mit den Karikaturen von Höhlenmenschen gemein hatten, die er kannte. Sie waren in rauhe Felle gekleidet; viele trugen Knochen- oder Steinstückchen an Sehnenschnüren, aber nichts, was sich mit dem Schmuck vergleichen ließ, der selbst die zurückgebliebensten Stämme aus Pauls Zeit zierte. Die meisten der kleineren Kinder waren nackt und hatten die Körper mit Fett eingerieben, das im Feuerschein glänzte, wenn sie aus den Zeltöffnungen hervorlugten, schimmernde kleine Wesen, die ihn an viktorianische Darstellungen von Gnomen und Wichteln erinnerten.

Es wurde überraschend wenig Aufhebens um die Rückkehr der Jäger gemacht, obwohl Läuft-weit ihm erzählt hatte, dass sie tagelang unterwegs gewesen waren. Die Männer begrüßten ihre Angehörigen und Lieben, indem sie sie behutsam mit den Fingern berührten, wie um sich zu vergewissern, dass sie wirklich waren, und hin und wieder rieb jemand sein Gesicht an das von jemand anderem, aber es gab kein Küssen, wie Paul es kannte, kein Händeschütteln und kein Umarmen. Paul selbst wurde offensichtlich mehrmals erwähnt – er sah einige der Jäger auf ihn deuten, wie um zu belegen, was für ein seltsames Abenteuer es gewesen war –, doch er wurde niemandem vorgestellt, und soweit er sehen konnte, gab es auch keine klare Hierarchie. Ungefähr zwei Dutzend Erwachsene schienen die Höhle zu bewohnen und nicht ganz halb so viele Kinder.

Noch während einige der Menschen über das Hirschfleisch jubilierten, machten andere sich bereits auf höchst professionelle Art daran, es zuzubereiten. Zwei Frauen griffen sich lange Stöcke und schoben damit in einem Teil der Feuergrube die brennenden Holzklötze auf eine Seite, so dass ein Bett flacher Steine zum Vorschein kam. Dann legten sie mehrere Fleischstücke auf diesen heißen Steinen aus, und kurz darauf erfüllte schon Bratengeruch die Luft.

Paul ließ sich in einer Ecke nieder, wo er aus dem Weg war. Hier in der Höhle war es viel wärmer, aber immer noch kalt, und er zog seine Felle fest um sich und sah der raschen Rückkehr zum normalen Leben zu, der regen Geschäftigkeit, die alle außer den Jägern sofort entfalten. Paul vermutete, dass sonst auch sie abends tätig waren, neue Waffen herstellten und alte reparierten, aber heute Abend waren sie von einer langen, erfolgreichen Jagdpartie heimgekehrt und durften auf den Lohn der Sieger warten, die ersten Portionen des erlegten Wildes.

Eine der Frauen holte mit einem Stock einen ansehnlichen Batzen Fleisch aus dem Feuer, legte ihn auf ein Stück Rinde und überreichte ihn Läuft-weit wie eine Opfergabe. Er führte das Fleisch an den Mund, biss einen Happen ab und grinste beifällig, doch statt es aufzuessen, zerteilte er es mit seinem Messer in zwei Hälften, woraufhin er sich erhob und sich mit dem Rindenteller vom Feuer entfernte und in eines der Zelte trat. Niemand sonst schien dem Beachtung zu schenken, aber Paul war fasziniert. Brachte er das Essen einer bettlägerigen Frau oder

einem kranken Kind? Einem altersschwachen Vater oder einer hilflosen Mutter?

Läuft-weit blieb eine Weile in dem Zelt; als er wieder herauskam, steckte er sich gerade das letzte Stück Fleisch in den Mund und zerkaute es energisch mit seinen breiten Kinnladen. Nichts gab einen Hinweis darauf, was dort drinnen geschehen war.

Eine Bewegung an seinem Ellbogen erregte Pauls Aufmerksamkeit. Ein kleines Mädchen stand neben ihm und starrte ihn erwartungsvoll an. Wenigstens nahm er an, dass es sich um ein Mädchen handelte, obwohl die Jungen genauso zottelhaarig waren und eine eindeutige Aussage durch den Fellrock um die Hüften des Kindes erschwert wurde. »Wie heißt du?«, fragte er.

Sie kreischte voll übermütigem Entsetzen auf und lief davon. Mehrere andere Kinder lösten sich aus dem allgemeinen Getümmel, um ihr lachend und in hohen, vogelähnlichen Tönen schreiend nachzujagen. Gleich darauf fiel ein anderer, größerer Schatten auf ihn.

»Sprich nicht mit dem Kind.« Vogelfänger blickte ärgerlich, aber Paul kam es so vor, als sähe er hinter der finsternen Miene des Mannes nackte Panik. »Sie ist nicht für dich.«

Paul schüttelte verständnislos den Kopf, doch der andere drehte sich einfach um und ging fort.

Meint er vielleicht, ich hätte es auf sie abgesehen? Oder ist es dieses Ding mit dem Land der Toten? Vielleicht dachte Vogelfänger, er wolle das Mädchen entführen, mit zurücknehmen in irgendein Reich des Todes jenseits des vereisten Flusses.

Das bin ich, der Sensenmann des Pleistozäns. Paul senkte den Kopf und schloss die Augen und war auf einmal so müde wie schon lange nicht mehr.

In seinem Traum hatte es eine Frau gegeben und blühende Pflanzen und Sonnenlicht, das durch ein verstaubtes Fenster fiel, aber jetzt zerrann alles, lief davon wie Wasser durch ein Abflussloch. Paul schüttelte den Kopf, und seine Augen flatterten. Läuft-weit stand vor ihm und sagte etwas, das er zuerst nicht verstand.

Der Jäger stupste ihn noch einmal sachte an. »Flussgeist. Flussgeist, du musst mitkommen.«

»Mitkommen? Wohin?«

»Dunkler Mond sagt, du musst kommen und reden.« Der Jagdführer war aufgeregt, wie Paul ihn noch nicht erlebt hatte, beinahe wie ein Kind. »Komm jetzt.«

Paul ließ sich von ihm hochziehen und folgte dann Läuft-weit zu dem Zelt, in das der Jäger das erste gebratene Fleisch des erlegten Hirsches gebracht hatte. Paul rechnete damit, hineingeführt zu werden, doch Läuft-weit bedeutete ihm zu warten. Der Jäger trat gebückt durch die Zeltklappe, und als er kurz darauf wieder zum Vorschein kam, führte er eine winzige Gestalt in einem dicken Fellumhang in den Feuerschein hinaus.

Die alte Frau blieb stehen und musterte Paul von Kopf bis Fuß, dann streckte sie ihren Arm in einer deutlich auffordernden, eigentlich eher befehlenden Geste aus. Paul trat vor und ließ zu, dass sie seinen Unterarm mit harten, knöchigen Fingern umkrallte, woraufhin sie zu dritt langsam auf das Herdfeuer zutraten. Während sie die Frau zu einem rundlichen Stein am wärmsten Teil der Feuerstelle geleiteten, sah Paul, dass Vogelfänger ihn anstarrte und dabei den Arm des kleinen Mädchens hielt, das sich vorher Paul genähert hatte. Sein Griff war so fest, dass sie sich vor Schmerz wand.

»Bring mir Wasser«, sagte die alte Frau zu Läuft-weit und ließ sich langsam auf dem Felsen nieder. Als er fort war, wandte sie sich Paul zu. »Wie heißt du?«

Paul war sich nicht sicher, was für eine Antwort sie erwartete. »Die Männer vom Menschenstamm nennen mich Flussgeist«

Sie nickte zufrieden, als ob er eine Prüfung bestanden hätte. Schmutz saß in den Runzeln ihres zerfurchten Gesichtes, und durch ihr dünnes weißes Haar zeichnete sich ihre Kopfform deutlich ab, doch die Stärke ihrer Persönlichkeit und die Achtung, in der sie bei den Menschen stand, waren unverkennbar. Sie hob eine klauenartige Hand und tupfte damit vorsichtig seine an.

»Ich werde Dunkler Mond genannt. Das ist der Name, den ich führe.« Paul nickte, obwohl er nicht ganz einsah, wieso sie dieser Mitteilung so viel Bedeutung beizumessen schien. *Das hier ist nicht meine Welt*, erinnerte er sich. *Für Primitive sind Namen etwas Magisches.*

»Kommst du aus dem Land der Toten?«, fragte sie. »Erzähle mir deine wahre Geschichte.«

»Ich ... ich komme von einem sehr weit entfernten Ort. Die Men-

schen – die Jäger – haben mich gerettet, als ich im Fluss am Ertrinken war.« Er zögerte, dann verstummte er. Er glaubte nicht, dass er ihr seine wahre Geschichte würde begreiflich machen können, begriff er sie doch selbst nicht, nicht einmal die Teile, an die er sich deutlich erinnerte.

Sie schürzte die Lippen. »Und was hast du mit uns im Sinn? Was bringst du den Menschen? Was wirst du uns nehmen?«

»Ich hoffe, dass ich euch nichts nehmen werde, außer dem Essen und der Kleidung, die ihr mir gebt.« Es war schwer, einfach zu reden, ohne sich anzuhören wie ein Indianerhäuptling in einem schlechten amerikanischen Western. »Ich bin mit nichts aus dem Fluss gekommen, deshalb habe ich auch keine Geschenke.«

Dunkler Mond blickte ihn wieder an, und diesmal dauerte die Begutachtung eine ganze Weile. Läuft-weit kehrte mit einem Becher zurück, der aus einem Stück Tierhorn gefertigt zu sein schien; die alte Frau trank ausgiebig und richtete dann wieder den Blick auf Paul. »Ich muss nachdenken«, sagte sie schließlich. »Ich verstehe nicht, was du in der Welt tust.« Sie drehte sich um und tätschelte Läuft-weit auf die Schulter, bevor sie abrupt die Stimme hob und sich an den ganzen Menschenstamm wandte. »Jäger sind zurückgekehrt. Sie haben zu essen mitgebracht.«

Die anderen, die mit geradezu zivilisierter Zurückhaltung so getan hatten, als hörten sie bei ihrem Gespräch mit Paul nicht zu, ließen jetzt ein paar rauhe Beifallsrufe hören, obwohl die meisten emsig am Kauen waren.

»Heute Nacht ist eine gute Nacht.« Dunkler Mond breitete langsam die Arme aus. Ihr winziger Körper schien für das Gewicht des Fellumhangs zu schwach zu sein. »Heute Nacht werde ich eine Geschichte erzählen, und der mit dem Namen Flussgeist wird gut über die Menschen denken, die ihm zu essen gegeben haben.«

Der ganze Stamm trat heran, und die am nächsten waren, setzten sich Dunkler Mond zu Füßen. Viele nutzten die Gelegenheit, Paul genauer in Augenschein zu nehmen. Er sah Furcht und Sorge in den meisten Gesichtern, doch nur bei Vogelfänger war eine Angspanntheit zu erkennen, die unter Umständen in Gewalt umschlagen konnte. Die übrigen vom Menschenstamm sahen ihn an, wie manierliche Kunden einen geistig Verwirrten von der Straße betrachten mochten, der un-

motiviert durch die Ladentür getreten war, aber noch keine Anstalten machte, herumzukurakeelen oder Sachen umzustoßen.

Erschöpft von der Aufregung und die Bäuche voll gebratenem Fleisch waren einige der kleineren Kinder schon eingeschlafen, doch ihre Eltern und Hüter nahmen sie einfach auf dem Arm mit zu der Versammlung, weil sie sich etwas so offensichtlich Wichtiges nicht entgehen lassen wollten. Vogelfänger, der letztlich doch nicht misstrauisch genug war, um fernzubleiben, stellte sich an den äußeren Rand des Kreises, und obwohl er Paul immer noch böse Blicke zuwarf, hörte auch er zu.

»Ich werde euch von den vergangenen Tagen erzählen.« Die Stimme von Dunkler Mond nahm einen Singsangton an, und selbst Paul konnte die Befriedigung über einen vertrauten rituellen Anfang nachempfinden. *»Das waren die Tage, bevor die Väter eurer Väter und deren Väter in der Welt wandelten.«*

Als sie eine kurze Pause machte, stellte er eine unerwartete Spannung bei sich fest. Trotz seiner Vorbehalte, seiner Skepsis, konnte er sich, in dieser kalten Höhle kauend, nur schwer dem Gefühl verschließen, dass er hier an einem Urquell des Geschichtenerzählens saß, dass ihm die Gnade zuteil wurde, einer der ältesten Sagen überhaupt lauschen zu dürfen.

»In jenen Tagen damals«, begann Dunkler Mond, »war alles dunkel. Es gab kein Licht, und es gab keine Wärme. Die Kälte war überall, und der Urmann und die Urfrau litten. Sie gingen zu den andern Urmenschen, den ganzen Tieren, und fragten sie, was sie tun konnten, um sich warm zu halten.

Langnase riet ihnen, sich am ganzen Leib zu behaaren, wie er es getan hatte. Weil er so groß war, dachten der Urmann und die Urfrau, dass er sehr alt und sehr weise sein müsse, aber so sehr sie sich auch anstrebten, sie konnten nicht genug Haare sprießen lassen, um warm zu bleiben. Da tötete der Urmann den großen Langnase und stahl sein haariges Fell, und ein Weilchen litten sie nicht mehr.

Bald aber wurde die Welt noch kälter, und selbst das Fell, das sie Langnase abgenommen hatten, reichte nicht aus, um sie warm zu halten. Da gingen sie zur Höhlenmutter und fragten sie, wie sie wohl warm bleiben konnten.

»Ihr müsst ein tiefes Loch im Berg finden«, sagte die Höhlenmutter, »und dort könnt ihr geschützt vor dem Beißewind wohnen, wie ich es tue, und eure Jungen aufziehen.«

Aber der Urmann und die Urfrau konnten kein eigenes Loch finden, und so töteten sie die Höhlenmutter und zogen selber in ihr Loch, und ein Weilchen litten sie nicht mehr.

Und noch immer wurde die Welt kälter. Der Urmann und die Urfrau kauerten sich in ihrer Höhle zusammen und zogen ihre Felle fest um sich, doch sie wussten, dass sie bald sterben mussten.

Eines Tages sah die Urfrau den winzigen Nachtschwanz durch die Höhle flitzen. Sie fing ihn mit der Hand und wollte ihn aufessen, denn sie hatte großen Hunger, aber Nachtschwanz erklärte ihr, wenn sie ihn nicht verschlänge, würde er ihr etwas Wichtiges mitteilen. Sie rief den Urmann herbei, damit auch er hörte, was Nachtschwanz zu sagen hatte.

»Ich werde euch ein großes Geheimnis verraten«, sagte Nachtschwanz. »Gelbauge, der dort draußen im furchtbaren kalten Dunkel wohnt, hat ein Zauberding, ein Ding, das sich im lindesten Wind neigt und doch nicht wegweht, das keine Zähne hat und doch einen harten Baumast fressen kann. Dieser Zauber ist ein warmes Ding, das die Kälte fernhält, und an ihm liegt es, dass die Augen des alten Gelbauge in der Dunkelheit hell leuchten.«

»Was kümmert uns das?«, sagte der Urmann. »Er wird uns dieses warme Zauberding niemals überlassen.«

»Wir könnten ihn überlisten und es ihm stehlen«, sagte die Urfrau. »Haben wir nicht auch Langnase sein Fell und der Höhlenmutter ihr Haus abgenommen?«

Der Urmann sagte nichts. Er fürchtete sich vor Gelbauge, denn dieser war grausam und stark und viel schlauer als Langnase oder die Höhlenmutter. Der Urmann wusste, dass die zerbrochenen, abgenagten Knochen vieler anderer Tiermenschen vor Gelbagues Bau lagen. Doch er hörte zu, als die Urfrau ihm die Gedanken sagte, die in ihrem Bauch waren.

»Ich werde tun, was du sagst«, erklärte er schließlich. »Wenn ich es nicht versuche, werden wir doch auf jeden Fall umkommen, und die Dunkelheit wird uns holen.«

Die Flammen flackerten unter einem Windstoß, der kalt durch den Raum schnitt. Paul schlotterte und zog seine Felle fester um sich. Er

wurde allmählich schläfrig, und es fiel ihm schwer, klar zu denken. Alles war so seltsam. Hatte er diese Geschichte nicht schon irgendwo einmal gehört? Aber wie hätte das sein können?

Die Höhle wurde dunkler, bis die Glut alle Zuhörer in rot beschienene Gespenster verwandelte. Die brüchige Stimme von Dunkler Mond schwoll an und ab, während sie das Lied vom Feuerdiebstahl sang.

»Der Urmann begab sich zu der Stätte vieler Knochen, wo Gelbauge lebte. Er sah die hellen Augen schon aus weiter Ferne, doch Gelbauge sah ihn noch eher.

»Was willst du?«, fragte er den Urmann. »Wenn du es mir nicht sagst, werde ich dich in meinem Maul zermalmen.« Gelbauge zeigte dem Urmann seine schrecklichen Zähne.

»Ich bin gekommen, weil ich einen Handel mit dir schließen will«, sagte der Urmann. »Ich möchte gern das warme, helle Ding haben, das du besitzt.«

»Und was willst du mir dafür geben?«, fragte Gelbauge. Seine Augen leuchteten ein wenig heller.

»Ein Kind«, sagte der Urmann. »Die Kälte ist so groß, dass es sowieso umkommen wird, wenn wir nicht etwas von deinem warmen, hellen Ding bekommen.«

Gelbauge leckte sich die Lippen und knackte mit seinen schrecklichen Zähnen. »Du willst mir dein Kind für ein bisschen von meinem Feuer geben?«

Der Urmann nickte.

»Dann leg das Kind dorthin, wo ich es sehen kann«, wies Gelbauge an, »und ich werde dir geben, was du begehrst.«

Der Urmann langte in seine Felle und holte das Kind aus Lehm hervor, das die Urfrau mit ihren geschickten Händen geformt hatte. Er legte dieses Kind vor Gelbauge nieder.

»Es ist sehr still«, sagte Gelbauge.

»Es fürchtet sich vor deinen Zähnen«, erwiderte der Urmann.

»Das ist gut«, sagte Gelbauge und riss seinen Rachen weit auf. »Fass in mein Maul, und du wirst finden, was du begehrst.«

Der Urmann fürchtete sich sehr, aber er trat dicht an Gelbauges Maul heran, das den Geruch des Todes ausströmte.

»Fass in mein Maul«, sagte Gelbauge noch einmal.

Der Urmann steckte seinen Arm tief in Gelbauges Maul, an den schrecklichen Zähnen vorbei und durch die lange Kehle. Zuletzt langte er etwas sehr Heißes an und schloss seine Hand darum.

»Nimm nur ein wenig«, sagte Gelbauge

Der Urmann zog seine Hand zurück. Darin hatte er etwas Gelbes, das sich im Wind neigte, aber nicht wegwehte, das keinen Mund hatte, aber ihm in die Haut biss, da er es hielt. Der Urmann warf einen Blick auf Gelbauge und sah, dass dieser das Kind aus Lehm beschnüffelte, und da lief der Urmann los, das warme gelbe Ding fest in der Hand.

»Das ist gar nicht dein Kind!«, schrie Gelbauge erbost. »Du hast mich getäuscht, Urmann.«

Gelbauge nahm die Verfolgung auf. Der Urmann rannte, so schnell er konnte, aber er hörte, wie sein Feind immer näher kam. Das warme Zaubering war sehr schwer in seiner Hand und biss ihm in die Haut, deshalb warf der Urmann es von sich, hoch in die Luft. Es flog an den Himmel und blieb dort hängen und erfüllte die Welt mit Licht. Gelbauge schrie abermals und rannte schneller, doch der Urmann erreichte die Höhle, wo er mit der Urfrau wohnte, und lief hinein. Sie schoben einen Stein in die Öffnung, damit Gelbauge sie nicht erwischen konnte.

»Ihr habt mich betrogen, das werde ich nicht vergessen«, schrie Gelbauge. »Und wenn ihr ein richtiges Kind bekommt, werde ich es euch wegnehmen.«

Der Urmann lag völlig entkräftet auf dem Boden der Höhle. Die Urfrau sah, dass er noch ein klein wenig von dem warmen, hellen Ding an der Hand hängen hatte. Sie strich es mit einem Stock ab, und als es anfing, den Stock zu fressen, wurde es größer und wärmte die ganze Höhle. Das war das Feuer.

Von dem Tag an waren die Finger des Urmanns nicht mehr alle gleich wie bei den andern Tiermenschen. Ein Finger an jeder Hand war abgebogen, weil er das heiße Feuer getragen hatte, und aus diesem Grund haben alle Kinder des Urmannes und der Urfrau andere Hände als die Tiermenschen.

Das Feuer, das an den Himmel geflogen war, wurde zur Sonne, und wenn sie scheint, verbergen sich Gelbauge und sein Volk vor dem Licht, weil es sie daran erinnert, wie sie vom Urmann überlistet wurden. Aber wenn es weggeht und die Welt im Dunkeln liegt, kommt Gelbauge wieder

hervor, und sein Auge ist der Mond, mit dem er nach dem Kind ausschaut, das der Urmann und die Urfrau ihm versprochen hatten. Seit den Tagen, bevor die Väter eurer Väter und deren Väter in der Welt wandelten, jagt er jede Nacht nach den Kindern des Urmannes und der Urfrau.»

Die Stimme von Dunkler Mond war sehr leise geworden, ein dünnes Wispern, das durch die atemlose Stille in der Höhle strich.

»Er wird auch dann noch nach ihnen jagen, wenn die Kinder eurer Kinder und deren Kinder in der Welt wandeln werden.«

> Er konnte ein mächtiges, langsames Stampfen hören, das Ticken einer titanischen Uhr oder die Schritte eines nahenden Riesen, aber er sah nichts als Finsternis, fühlte nichts als eisigen Wind. Er hatte keine Hände und keinen Leib, keine Möglichkeit, sich vor dem Unbekannten zu schützen, das in der schwarzen Leere hier am Rand aller Dinge lauerte.

»Paul.« Die Stimme in seinem Ohr war leise und sanft wie eine fliegende Feder, aber sein Herz hämmerte los, als ob sie geschrien hätte.

»Bist du das?« Entweder seine eigene Stimme machte außerhalb seines Schädels kein Geräusch, oder er hatte nicht mehr die Ohren, sich selbst sprechen zu hören.

Etwas war neben ihm im Dunkeln. Er konnte es spüren, auch wenn er nicht wusste, wie. Er konnte es fühlen, einen schnellen Herzschlag, einen zarten Hauch.

»Paul, du musst zu uns zurückkommen. Du musst zu mir zurückkommen.«

Und als ob sie seine Träume niemals verlassen hätte, sondern nur aus seinem Wachbewusstsein geschwunden wäre, sah er sie jetzt in der Erinnerung, konnte sich das Bild ihrer befremdlichen, aber wunderschönen geflügelten Gestalt, ihres traurigen Blicks vors innere Auge holen. Sie hatte einst in diesem goldenen Käfig gekauert, während er hilflos außen vor den Gitterstäben gestanden hatte. Er hatte sie diesem furchtbaren malmenden Ungetüm überlassen, dem Alten Mann.

»Wer bist du?«

Sie wurde ein wenig stärker spürbar, eine ganz feine Schwingung der Ungeduld ging von ihr aus. *»Ich bin niemand, Paul. Ich weiß nicht,*

wer ich bin – es interessiert mich nicht mehr. Aber ich weiß, dass ich dich brauche, dass du kommen musst«

»Wohin kommen? Du hast gesagt ›zu uns‹. Zu wem?«

»Du stellst zu viele Fragen.« Es klang traurig, nicht verärgert. »Ich habe die Antworten nicht, die du wünschst. Aber ich weiß, was ich weiß. Wenn du zu mir kommst, werden wir beide es wissen.«

»Bist du Vaala? Bist du die Frau von neulich?«

Wieder die Ungeduld. »Diese Dinge sind unwichtig. Es ist so schwer für mich, hier zu sein, Paul – so schwer! Hör zu! Hör zu, und ich werde dir alles sagen, was ich weiß. Es gibt einen Ort, einen schwarzen Berg, der bis zum Himmel reicht – der die Sterne verdeckt. Den musst du finden. Dort liegen alle Antworten auf deine Fragen.«

»Wie? Wie komme ich dorthin?«

»Ich weiß es nicht.« Eine Pause. »Doch es kann sein, dass es mir einfällt, wenn du mich findest.«

Etwas störte seine Konzentration, ein unbestimmter, aber hartnäckiger Schmerz, ein Stechen, das Paul nicht ignorieren konnte. Der Traum sank in sich zusammen. Als er ihn entgleiten fühlte, versuchte er verzweifelt, sich an sie zu klammern, an diese Stimme im Leeren.

»Dich finden? Was bedeutet das?«

»Du musst zu mir kommen . . . zu uns . . .« Sie wurde immer leiser, war kaum mehr wahrnehmbar, ein enteilendes Flüstern auf einem langen Korridor.

»Verlass mich nicht! Wie kann ich dich finden?« Das vage Unbehagen wurde schärfer, forderte seine Aufmerksamkeit. *»Wer bist du?«*

Aus unbegreiflicher Ferne ein Raunen: *»Ich bin . . . ein zersprungener Spiegel . . .«*

Seine Kehle war wie zugeschnürt, ein Schmerz wie eine feurige Messerspitze saß ihm im Bauch. Sie war wieder fort – seine Verbindung zur normalen Welt! Aber wie konnte jemand oder etwas so offenbar Wahnsinniges ihn in die Wirklichkeit zurückführen? Oder hatte er nur geträumt . . .?

Der Schmerz wurde stärker. Seine Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit, an die trübe Aschenglut, und er sah den formlosen Schatten über sich. Etwas Hartes, Scharfes wurde ihm in den Bauch gedrückt. Paul glitt mit der Hand dorthin und fühlte die kalte, steinerne

Speerspitze tief in seinem Fellumhang stecken, dessen Haare bereits von warmen Blutstropfen verklebt waren. Noch ein kleines Stück weiter, und sie würde seine Gedärme durchbohren.

Vogelfänger beugte sich vor, sauren Fleischgeruch im Atem. Die Speerspitze stach noch eine Idee tiefer.

»Du bist mein Blutsfeind, Flussgeist. Ich werde dich ins Land der Toten zurückschicken.«

Eins

DER GEHEIME FLUSS

... denn Millionen vermischter Schemen und Schatten, versunkener Träume, nächtlicher Irrungen und Wirrungen, alles was uns Leben und Seele heißt: hier liegen sie träumend und aberträumend, wälzen sich hin und her wie Schläfer in ihren Betten, und das ewige Rollen der Wellen ist nur die Folge ihrer Ruhelosigkeit.

Herman Melville, *Moby Dick*

Kapitel 1

TIEFE WASSER

NETFEED/NACHRICHTEN:

Kein Helm? Schulkinder brauchen eine Verzichtserklärung

(Bild: Kinder beim Anprobieren der Helme)

Off-Stimme: Kinder in Pine Station, einer Trabantentstadt in Arkansas, müssen entweder den ganzen Schultag über einen Sicherheitshelm aufhaben, oder ihre Eltern müssen eine Verzichtserklärung unterschreiben, in der sie zusichern, dass sie keine Ersatzansprüche anmelden werden, falls ihrem Kind etwas zustoßen sollte.

(Bild: Edlington Gwa Choi, Schulrat von Pine Station)

Gwa Choi: "Es ist ganz einfach. Wir können uns den Versicherungsschutz nicht mehr leisten. Es werden mittlerweile schöne, bequeme Helme hergestellt - die Kinder merken kaum, dass sie einen aufhaben. Wir haben Tests durchgeführt. Und wenn sie keinen tragen wollen, ist uns das auch recht, solange ihre Erziehungsberechtigten die Verantwortung übernehmen ..."

> Ein Käfer von der Größe eines Lieferwagens rumpelte gemächlich am Ufer entlang, der Pavian neben ihr sang ein Lied, und Renie lechzte nach einer Zigarette.

»Wir gehen hinab«,

sang !Xabbu mit beinahe tonloser Stimme,

*»Hinab zum Wasser,
Ah!
Wo die Fische lachen
Und sich verstecken ...«*

»Was ist das?« Renie sah zu, wie der Käfer mit dem sturen Vorwärtsschritt eines der Arbeitsroboter, die mit ihrem Wühlen die Oberflächen von Mars und Mond wirtlich machen sollten, über den steinigten Strand buckelte. »Das Lied, das du da singst.«

»Mein Onkel sang es immer. Es half ihm, geduldig darauf zu warten, dass die Fische über den Steindamm kamen und wir sie fangen konnten.« !Xabbu kratzte sich mit einer Gründlichkeit, die viel eher menschlich als äffisch wirkte, in seinem Pavianpelz.

»Aha.« Renie runzelte die Stirn. Sie konnte sich nicht recht konzentrieren, und im Augenblick interessierten sie nicht einmal !Xabbus Geschichten über seine Kindheit im Okawangodelta.

Wenn irgendjemand ihr vorher erzählt hätte, sie würde einmal in ein quasi magisches Reich versetzt werden, wo Einzelne den Lauf der Geschichte nach ihrem Gutdünken umschreiben oder wo Menschen plötzlich auf die Größe von Mohnsamen schrumpfen konnten, aber ihr dringendstes Problem wäre, wenigstens in Zeiten wie dieser, dass sie keine Zigaretten hatte, dann hätte sie die Person für verrückt erklärt. Doch seitdem sie die letzte geraucht hatte, waren zwei qualvolle Tage vergangen, und die gegenwärtige beschauliche Flusspartie an Bord eines riesigen Blattes, das einst ein Schiff gewesen war, gab ihr endlich die Muße zu erkennen, was ihr fehlte.

Sie stieß sich vom hochgebogenen Rand des Blattes weg. Besser was tun, irgendwas, als giepernd wie ein Chargehead mit einer durchgeschmorten Can herumzustehen. Zumal es durchaus nicht so war, dass alles nach Wunsch lief, sinnierte sie. Im Grunde war von dem Moment an, in dem sie Atascos virtuelle goldene Stadt erreicht hatten, so ziemlich alles schiefgelaufen.

Drüben am Rand der weiten Wasserfläche hatte sich der Käfer die Uferböschung hochgearbeitet und verschwand jetzt in einem Meer von Grashalmen, die jeder so hoch waren wie die Palmen zuhause. Sie begab sich vorsichtig in die Mitte des Blattes und ließ !Xabbu allein sein leises Fischfanglied singen und den nunmehr leeren Strand betrachten.

Sweet William, dessen Silhouette an einen Theatervampir erinnerte, stand am äußersten Blattrand und beobachtete das andere, fernere Ufer, während die Übrigen weiter innen an die mächtige Mittelrippe gelehnt saßen und sich ein notdürftiges Dach aus Blatthaut, die sie vom Außenrand abgerissen hatten, zum Schutz gegen die starke Sonne über die Köpfe hielten.

»Wie geht's ihm?«, fragte Renie Fredericks. Der junge Mann in der leicht mittelalterlich wirkenden Tracht pflegte immer noch seinen kranken Freund Orlando. Selbst als schlaffes, schlafendes Bündel ließ Orlandos muskulöser Simkörper kaum etwas von dem gebrechlichen Kind ahnen, das darin steckte.

»Sein Atem ist besser, glaube ich.« Fredericks sagte es mit solchem Nachdruck, dass Renie sofort Zweifel kamen. Sie blickte auf die eingerollte Gestalt und bückte sich dann, um ihm die Hand auf die Stirn zu legen. »Das bringt's nicht so richtig«, fügte Fredericks beinahe entschuldigend hinzu. »Manche Sachen merkt man diesen Sims an, andere nicht. Die Körpertemperatur scheint sich nicht groß zu verändern.«

»Ich weiß. Es ist bloß ... ein Reflex, vermute ich.« Renie hockte sich auf die Fersen. »Tut mir leid, aber er sieht überhaupt nicht gut aus.« Sie hatte einfach nicht mehr den Nerv, falsche Hoffnungen zu ertragen, auch wenn das, was Fredericks ihr über den wirklichen Orlando Gardiner erzählt hatte, ihr das Herz schwer machte. Sie gab sich einen Ruck und wandte sich ab. »Und wie geht's dir, Martine? Irgendeine Besserung?«

Die französische Rechercheurin, die in dem dunkelhäutigen, dunkelhaarigen Sim einer temilúnischen Bäuerin erschien, brachte ein ganz schwaches Lächeln zustande. »Es ... das Denken geht vielleicht etwas besser. Ein bisschen. Die Schmerzen von den vielen neuen Inputmen-gen sind im Moment nicht ganz so schlimm. Aber ...« Sie schüttelte den Kopf. »In der Welt bin ich schon lange blind, Renie. Aber ich bin es nicht gewöhnt, hier blind zu sein.«

»Wieso ›hier‹, äi?« Der Kampfrobotersim gehörte einem Goggleboy, der sich »T4b« nannte. Renie vermutete, dass er jünger war, als er zugeben wollte, womöglich nicht älter als Orlando und Fredericks, und sein unwirscher Tonfall jetzt bestärkte sie nur in ihrem Verdacht. »Dachte, 'swär noch nie einer hier gewesen. Was war das fürn Fen da im vorigen Dings, wenn du schon mal hier warst?«

»Ich glaube nicht, dass sie das gemeint hat ...«, begann Quan Li.

»Nein, hier war ich noch nie«, sagte Martine. »Aber online – eingeschaltet. Das war immer meine Welt. Aber das ... das Rauschen, seit ich hier bin, die überwältigende Informationsflut ... die macht es mir schwer, so zu hören und erst recht so zu denken, wie ich es gewöhnt bin.« Sie rieb sich mit langsamen, unbeholfenen Bewegungen die Schläfen. »Es ist wie Feuer in meinem Kopf. Wie Insekten.«

»Insekten brauchen wir weiß Gott keine mehr.« Renie sah auf, als eine weit entfernte, aber dennoch unglaublich große Libelle mit der Lautstärke eines altertümlichen Propellerflugzeugs über das Ufer strich und auf den Fluss hinausflog. »Gibt es irgendwas, das wir tun können, Martine?«

»Nein. Vielleicht lerne ich ja ... besser damit zurechtzukommen, wenn ein wenig Zeit vergangen ist.«

»Also gut, was machen wir jetzt?«, sagte Renie schließlich. »Wir können uns nicht einfach treiben lassen, ob im wörtlichen oder übertragenen Sinne. Wir haben keine Ahnung, wonach wir suchen, wohin wir unterwegs sind oder ob wir uns überhaupt in der richtigen Richtung bewegen. Hat jemand eine Idee?« Sie blickte kurz zu Florimel hinüber, die wie Martine und Quan Li einen temilúnischen Sim hatte, und fragte sich, wann diese Frau wohl ihre Zugeknöpftheit aufgeben würde; aber Florimel schwieg weiter unbeirrt, wie sie es seit ihrer gemeinsamen Flucht die meiste Zeit über getan hatte. »Wenn wir einfach abwarten ... Sellars wenigstens meinte, es würde sich jemand auf unsere Spur setzen.« Renie ließ ihren Blick über die bunte Mischung auffälliger Sims schweifen. »Und wir sind mit Sicherheit schwer zu verfehlen.«

»Was schlägst du vor, Werteste?« Sweet William kam mit wippenden Federn über die unebene Blattoberfläche auf sie zugetänzelt. Renie fragte sich, ob ihm das ganze simulierte schwarze Leder in dieser tropischen Hitze nicht langsam ein bisschen lästig wurde. »Versteh mich nicht falsch, dieser ganze Packan ist außerordentlich inspirierend – du warst bestimmt mal ein feschtes Pfadfindermädel. Sollen wir uns einen Außenbordmotor aus abgeschnittenen Fingernägeln bauen oder so?«

Sie lächelte säuerlich. »Das wäre immer noch besser, als dahinzugondeln und drauf zu warten, dass jemand kommt und uns fasst. Aber

eigentlich hatte ich die Hoffnung, dass irgendwer auf was Praktischeres kommen würde.«

»Vermutlich hast du recht.« William ging neben ihr in die Hocke, so dass sein spitzes Knie sich in ihr Bein bohrte. Renie fand, dass er sich ein wenig verändert hatte, seit sie aus Atascos Palast geflohen waren, dass seine Arroganz sich gemildert hatte. Selbst sein starker nordenglischer Akzent klang etwas gemäßigter, als ob er bloß eine effekthascherische Masche wäre, genau wie sein Todesclownsim. »Was machen wir also?«, fragte er. »Wir können nicht paddeln. Ich nehme an, wir könnten ans Ufer schwimmen – da hättet ihr alle was zu lachen, wenn ihr mich schwimmen sehen würdet –, aber was dann? Ich bin nicht scharf drauf, diesen überdimensionierten Kribbelkrabblern da drüben aus dem Weg hechten zu müssen.«

»Sind die groß, oder sind wir klein?«, fragte Fredericks. »Vielleicht sind sie ja bloß Monsterkäfer, nicht, wie in dieser Lernwelt ›Verstrahlte Natur‹.«

Renie kniff die Augen zusammen und spähte zum Ufer. Ein paar fliegende Gestalten, kleiner als die Libellen, schwirrten hektisch am Rand des Wassers hin und her. »Na ja, die Bäume sind kilometerhoch, die Sandkörner am Strand sind so groß wie dein Kopf, und wir schwimmen auf einem Blatt, das mal ein Schiff war. Was meinst du? Mein Tipp wäre: Wir sind klein.«

Fredericks warf ihr einen verletzten Blick zu und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf seinen schlafenden Freund. Auch Sweet William sah Renie mit leicht überraschter Miene an. »Du kannst ziemlich bissig sein, was, Verehrteste?«, bemerkte er beeindruckt.

Renie schämte sich, aber nur ein wenig. Diese Leute benahmen sich, als wäre das alles eine Art Abenteuerspiel, in dem am Schluss alles gut ausgehen musste und sie im allerschlimmsten Fall eine niedrige Punktzahl erhielten. »Dies hier wird nicht einfach mit einer höflichen Mitteilung ›Game over‹ enden, begreift das mal«, spann sie ihren Gedanken laut weiter. »Ich habe gefühlt und gesehen, wie ein Mann bei dem Versuch starb, in dieses Netzwerk einzubrechen. Und ob die Atascos nun on- oder offline angegriffen wurden, sie sind auf jeden Fall tot.« Sie hörte ihre Stimme anschwellen und rang um Beherrschung. »Dies hier ist kein Spiel. Mein Bruder liegt im Sterben – vielleicht ist er schon tot. Ich bin sicher, dass jeder von euch seinen eigenen

Kummer mit sich rumträgt, also lasst uns endlich in die Gänge kommen.«

Eine Weile herrschte Schweigen. T4b, der stachelige Roboterkrieger, beendete es. »Alles hört, Frau. Rede.«

Renie zögerte, schier erdrückt vom Gewicht der vielen Probleme. Sie kannte diese Leute nicht, hatte keine Antworten für sie parat – wusste nicht einmal wirklich, welche Fragen zu stellen waren. Und sie war es überdies leid, diese Fremden ständig antreiben zu müssen. Sie waren ein komischer Haufen, zeigten wenig von der Initiative, die Sellars ihnen zugedacht hatte, und von den wenigen Menschen auf der Welt, denen sie vertraute, war nur !Xabbu voll anwesend, da Martine merkwürdig verändert war, nicht mehr die ruhige, ultrakompetente Drahtzieherin von vorher.

»Also gut«, sagte Renie. »Ich stimme zu, dass wir nicht an Land gehen sollten, wenn es sich vermeiden lässt. Selbst die Insekten sind so groß wie Dinosaurier, und möglicherweise sind Insekten nicht die einzigen Tiere hier. Wir haben bis jetzt keine Vögel gesehen, aber das heißt nicht, dass es keine gibt, und für eine Möwe wären wir alle nicht mehr als ein Happs.«

»Was können wir denn tun außer uns treiben lassen?«, fragte Quan Li.

»Na ja, ich will nicht behaupten, dass wir einen Außenbordmotor basteln könnten, aber ich sehe eigentlich nicht, was dagegen spricht, dass wir paddeln oder uns vielleicht sogar eine Art Segel machen. Wie wär's, wenn wir noch ein Stück Blatthaut abziehen«, sie deutete auf den zerfledderten Sonnenschutz über ihren Köpfen, »und das als Segel nehmen?«

»Ein Segel ohne Mast geht nicht«, sagte Florimel kategorisch. »Das weiß jeder.«

Renie zog eine Augenbraue hoch: Die schweigsame Frau konnte anscheinend doch reden. »Tatsächlich? Könnten wir nicht etwas basteln, womit sich wenigstens ein bisschen Wind fangen ließe? Wie heißen diese Dinger, die sie bei Shuttleraketen verwenden – Bremsfallschirme? Könnten wir uns nicht einen umgekehrten Bremsfallschirm machen und ein paar dünnere Blattrippen zum Festbinden nehmen?«

»Ich finde Renies Idee sehr gut«, sagte Quan Li.

»Oh, sie ist der reinste Bobby Wells, kein Zweifel«, sagte Sweet William. »Aber wie lange werden wir dafür brauchen? Wahrscheinlich sind wir vorher alle verhungert.«

»Wir müssen nicht essen, oder?« Renie sah sich um; die Simgesichter waren auf einmal ernst. »Seid ihr denn nicht alle ... habt ihr nicht alle dafür vorgesorgt? Wie könntet ihr so lange online sein, wenn ihr nicht irgendein System hättet, das euch ernährt?«

»Ich werde wahrscheinlich intravenös ernährt.« Fredericks hörte sich plötzlich mutlos und elend an. »Da im Krankenhaus.«

Eine rasche Umfrage ergab, dass Sweet Williams Sorge weitgehend gegenstandslos war. Alle Anwesenden gaben an, ein Versorgungssystem zu haben, das sie in jeder Hinsicht unabhängig machte. Sogar William lüftete seinen Glitzer- und Glamourvorhang kurz mit der Bemerkung: »Eine Woche oder so komm ich wahrscheinlich klar, verehrte Freunde, aber dann muss ich hoffen, dass jemand kommt und nach mir schaut.« Ansonsten jedoch schwiegen sich alle über ihr Offline-Leben aus, was Renies Erbitterung neu entfachte.

»Hört mal her, für uns geht's hier um Leben und Tod«, sagte sie schließlich. »Jeder von uns muss gewichtige Gründe haben, hier zu sein. Wir müssen einander vertrauen.«

»Nimm's nicht persönlich«, entgegnete William und schnitt eine Grimasse. »Aber für ein allgemeines ›Heididei, wir erzählen uns unsere Geschichte‹ hab ich nicht das Geringste übrig. Ich bin nicht verpflichtet, irgendwem Auskünfte zu geben. Warum sollte ich Leuten mein Leben erzählen, die ich gar nicht kenne?«

»Was willst du denn wissen?«, meldete sich Florimel. Ihr temilúnischer Sim gab mürrischen Unwillen sehr lebensecht wieder. »Wir sind doch alle, wie wir hier stehen, Kranke und Leidende, Frau Sulaweyo. Du, er, ich, wir alle. Warum hätte dieser Sellars uns sonst ausgesucht – und warum, meinst du, haben wir uns alle auf eine lange Zeit online eingerichtet? Wer sonst würde so viel Zeit im Netz verbringen?«

»Sprich für dich selber«, giftete William. »Ich habe ein Leben, und ein Weltrettungsprogramm hat jedenfalls keinen Platz darin. Ich will nichts weiter als hier raus und nach Hause.«

»Ich war nicht darauf eingerichtet«, sagte Fredericks bekümmert. »Deshalb haben mich meine Eltern auch ins Krankenhaus gebracht. Orlando hat auch nicht mit so was gerechnet. Wir sind hier mehr oder

weniger zufällig reingeschliddert.« Er wurde nachdenklich. »Wo mag er wohl sein – sein Körper, meine ich?«

Renie schloss die Augen und gab sich Mühe, ruhig zu bleiben. Sie wünschte, !Xabbu würde den Blattrand verlassen und sich dazusetzen, aber er betrachtete weiter den vorbeigleitenden Uferstreifen. »Wir haben Wichtigeres zu tun, als uns zu streiten«, erklärte sie schließlich. »Fredericks, du sagtest, du hättest versucht, offline zu gehen, und es wäre sehr schmerzhaft gewesen.«

Der junge Mann nickte nachdrücklich. »Es war grauenhaft. Einfach grauenhaft. Du kannst dir nicht vorstellen, wie schlimm es war.« Schauernd kreuzte er die Arme über der Brust und umschlang sich.

»Konntest du mit jemandem kommunizieren, Fredericks? Hast du mit deinen Eltern geredet?«

»Sag doch bitte Sam zu mir.«

»Sam. Konntest du reden?«

Er dachte nach. »Ich glaube nicht. Das heißt, ich hab geschrien, aber eigentlich konnte ich mich gar nicht selbst hören, wenn ich jetzt drüber nachdenke. Nicht solange ich ... dort war. Es tat so furchtbar weh! Ich glaube nicht, dass ich ein Wort hätte sagen können – du weißt nicht, wie schlimm es war ...«

»Ich weiß es«, sagte Florimel, doch es lag wenig Mitgefühl in ihrer Stimme. »Ich bin auch offline gegangen.«

»Tatsächlich? Was war dann?«, fragte Renie. »Hast du eine Möglichkeit gefunden, es selber zu tun?«

»Nein. Ich wurde ... herausgeholt, genau wie er.« Sie klang ganz sachlich. »Es geschah, bevor ich Temilún erreichte. Aber er hat recht. Der Schmerz war unbeschreiblich. Selbst wenn es sich irgendwie machen ließe, würde ich mich eher umbringen, als noch einmal diesen Schmerz auszuhalten.«

Renie setzte sich zurück und seufzte. Die mächtige orangerote Scheibe der Sonne war kurz vorher hinter dem Wald versunken, und jetzt frischte der Wind auf. Ein großer Insektenschatten flog über ihnen zickzack. »Aber wie soll das angehen, dass ihr eure Neurokanülen nicht findet? Gut, ihr könnt sie nicht sehen, aber fühlen müsst ihr sie doch können?«

»Sei nicht naiv, Werteste«, sagte William. »Die von unsern Fingern

ans Gehirn gehende Information ist nicht realer als das, was wir durch Augen und Ohren wahrnehmen. So funktioniert das bei einem neuronalen Shunt. Hast du vielleicht was Besseres?»

»Es ist nicht besser. Eigentlich ist es schlechter.« Wider Willen musste Renie grinsen. »Meine Anlage ist alt – du würdest nicht im Traum dran denken, so ein Ding zu benutzen. Und weil es simpel ist, kann ich es einfach absetzen.«

Mit einem finsternen Blick sagte William: »Na, heidewitzka, Frau Kapitän.« Renie hatte keine Ahnung, was er damit sagen wollte. »Und was soll das uns Übrigen nützen?»

»Ich könnte offline gehen! Ich könnte Hilfe holen!«

»Was macht dich so sicher, dass dir der Folterkammereffekt nicht genauso passieren würde?«, fragte William.

»Lass sie, äi«, knurrte T4b. »Lass sie machen. Bloß raus aus diesem Cräsh, mehr will ich nicht.«

»Mein Interface ist nicht an mein Nervensystem angeschlossen wie deines.« Sie führte die Hand ans Gesicht und tastete nach den beruhigenden, wenn auch unsichtbaren Konturen ihrer Maske, die sie in den vergangenen Tagen viele Male liebevoll befühlt hatte. Diesmal jedoch berührten ihre Finger nichts als Haut.

»Und dieser Bruder, von dem du ständig redest«, sagte Florimel. »War denn *sein* Nervensystem direkt mit einem Interface verbunden? Vermutlich nicht.«

»Renie?«, erkundigte sich Quan Li. »Du siehst ganz unglücklich aus. Wäre es dir lieber, wenn wir nicht über deinen armen Bruder reden würden?»

»Ich kann sie nicht mehr fühlen.« Der dämmerige Abendhimmel schien sich zentnerschwer auf sie zu legen. Sie war der aberwitzigsten Situation, die man sich vorstellen konnte, völlig schutzlos ausgesetzt. »Lieber Gott, ich kann meine Maske nicht mehr fühlen. Sie ist weg.«

> Eine Weile lang hatte er dem Gespräch folgen können, doch bald sank Orlando wieder ab, und die murmelnden Stimmen seiner Gefährten wurden genau wie die kleinen Wellen, die an ihr merkwürdiges Transportmittel klatschten, zu leerem Schall.

Er fühlte sich gewichtslos und dennoch eigentümlich schwer. Er lag

regungslos neben Fredericks ausgestreckt, aber gleichzeitig bewegte er sich irgendwie, glitt durch den Zellstoff des Blattes hindurch, in das blutwarm ringsherum aufsteigende Wasser. Er sank in die Tiefe. Und wie schon vor nicht allzu langer Zeit, als er mit Fredericks am Floß gehangen hatte, stellte er fest, dass es ihm egal war.

In dieser Vision, dieser Trance, war die Wasserwelt ganz aus Licht, aber aus einem Licht, das vom Wasser selbst gezerrt und gekrümmt und gespalten wurde, so dass er sich durch das Herz eines riesigen, unreinen Edelsteins zu bewegen schien. Er sank in dem trüben Fluss immer tiefer, und auf einmal schlängelten sich merkwürdige schimmernde Gestalten an ihm vorbei, Wesen, die aus sich heraus heller leuchteten als die gebrochenen Strahlen der Sonne. Sie schienen ihn nicht zu bemerken, sondern verfolgten unbeirrt ihre offenbar zufälligen Zickzackbahnen, wobei sie auf seiner Netzhaut ein glühendes Nachbild hinterließen, ähnlich den Bahnspuren von Teilchen, die in einer Blaskammer sichtbar wurden.

Es waren jedoch keine Fische. Sie waren Licht – reines Licht.

Ich träume schon wieder. Der Gedanke kam ihm ganz allmählich, als löste sich ihm gerade das zentrale Rätsel eines Kriminalromans auf, der ihn nicht mehr interessierte. *Ich ertrinke nicht, ich träume.*

Je tiefer er sank, tiefer und tiefer, desto schwächer wurde das Licht und desto stärker der Druck. Er überlegte, ob so wohl eines schönen Tages der Tod sein würde, ein saches, hilfloses Untergehen. Vielleicht starb er ja diesmal wirklich – es fiel ihm auf jeden Fall schwer, diesem ganzen Leben, Leben, Leben etwas abzugewinnen, auf das alle anderen anscheinend so versessen waren. Vielleicht brauchte man vor dem Ende gar keine Angst zu haben. Er hoffte, das stimmte, doch andererseits hatte er sich so lange mit dem Tod beschäftigt und versucht, jede seiner Erscheinungsformen kennen zu lernen, um darauf vorbereitet zu sein, wenn es schließlich so weit war, dass er dieser Hoffnung nicht ganz trauen konnte.

Der Tod wartete schon so lange auf ihn, wie er zurückdenken konnte – nicht der fernliegende Tod der meisten Leute, ein trauriger, aber notwendiger Termin, den man eines Tages würde machen müssen, wenn das Leben sich halbwegs erfüllt hatte und alles Wichtige geregelt war, sondern ein höchst gegenwärtiger Tod, geduldig und hartnäckig wie ein Eintreiber fälliger Außenstände, ein Tod, der jeden Tag

vor seiner Tür stand und auf den einen unachtsamen Moment wartete, in dem er seinen Knochenfuß über die Schwelle setzen konnte ...

Ein Schatten unterbrach Orlando in seinen Untergangsfantasien, und an seinem jähen ängstlichen Verkrampfen bei dieser Erscheinung merkte er, dass er sich durchaus noch nicht mit dem kalten Griff des Todes, ob erwartet oder nicht, abgefunden hatte. Aber wenn das der Tod war, der ihn jetzt endlich holen kam, eine dunkle Silhouette tief unten im Wasser, dann war er in Gestalt eines ... eines Hummers erschienen oder eines Krebses oder sonst eines vielbeinigen Wesens. Ja, wie es aussah, war der Schatten ...

... ein Käfer?

Orlando. Boss, ich weiß nicht, ob du mich hören kannst. Ich versuch's immerzu, aber langsam wird die Zeit knapp. Wenn die mich kriegen, bin ich gewesen.

In dem schwachen Schimmer, der von einem Kreis Stielaugen ausging, konnte er das Wesen langsam mit seinen Gliederbeinen wedeln sehen. Er versuchte zu sprechen, doch es ging nicht. Das Wasser drückte mit dem Gewicht einer Riesenhand auf seine Brust.

Hör zu, Boss, letztes Mal hast du was von »Atasco« zu mir gesagt – glaub ich jedenfalls, denn es war unter der Hörschwelle. Ich hab's dreißigmal zurücklaufen lassen, alle Analysen gemacht, die mir einfielen. Aber ich weiß nicht, was es bedeutet, Boss. Die Netze haben einen Haufen Zeug über jemand mit dem Namen gebracht, Tonnen von Zeug. Er wurde in Südamerika umgebracht. Meinst du den? Du musst mir mehr Informationen geben, Boss.

Orlando spürte, wie sich ein leises Interesse in ihm regte, aber es war nur ein Zucken unter einer unendlich schweren Decke. Was wollte dieses vielbeinige Ding von ihm? Wo er gerade dabei war, friedlich zu versinken.

Das krebsartige Wesen krabbelte auf seine Brust. Er fühlte seine stumpfen Füße nur ganz leicht, so wie die Märchenprinzessin im Unterbewusstsein die schlafstörende Erbse gespürt haben musste. Er wollte es abschütteln, die bleierne Ruhe wiederhaben, doch das Wesen ging nicht weg.

Deine Eltern wollen mich abschalten, Boss. Das Haussystem werden sie nicht abdrehen, weil sie sich nicht trauen, dich noch mal von der Leitung zu nehmen, nachdem deine Lebenszeichen das letzte Mal voll in den

Keller gesackt sind, aber mich wollen sie austöpseln. Ich musste meinen äußeren Körper in deinen Koffer schmuggeln, Boss, aber es ist nur 'ne Frage der Zeit, bis jemand hier im Krankenhaus mich entdeckt.

Orlando versuchte abermals zu sprechen. Er spürte, wie in seiner Kehle unhörbare Laute entstanden und erstarben.

Ich kann mich einem Abschaltbefehl nur widersetzen, wenn du es mir sagst, Boss. Ich bin bloß eine PsKI, ein Agent – deine Eltern haben die Vollmacht, solange du mir keine andern Anweisungen gibst, aber ich kriege dich online überhaupt nicht rein. Wo bist du?

Die Anstrengung, sich gegen den Zug nach unten zu wehren, war zu viel. Orlando fühlte, wie eine große Lethargie ihn durchströmte, eine warme, zwingende Schwere. Die Stimme des Krebswesens wurde leiser.

Boss, hör zu. Ich kann dir nicht helfen, wenn du mir nicht hilfst. Du musst mir sagen, dass ich mich retten soll, oder ich kann's nicht machen – dann drezzen sie mich. Wenn du es mir sagst, kann ich meinen ganzen Kram rausziehen und mich irgendwo im System verstecken, vielleicht sogar in ein anderes System wechseln. Aber du musst es mir sagen, Boss...

Er wünschte niemandem etwas Böses, nicht einmal einem Käfer. »Sei's drum«, murmelte er. »Rette dich...«

Die Stimme war fort, aber etwas von ihrer Dringlichkeit wirkte noch nach. Orlando fragte sich, was um alles in der Welt so wichtig gewesen sein mochte. Beim Nachdenken merkte er, wie er immer weiter nach unten abglitt. Dunkel und verschlingend lag der Abgrund unter ihm, wartete. Das Licht war nur noch ein trüber Schimmer ganz weit oben, der wie ein sterbender Stern mit jedem Moment abnahm.

> Renie war dermaßen entsetzt und erschüttert, dass sie kaum verstand, was die anderen sagten. Die ganze traumartige Erfahrung hatte urplötzlich eine Wendung in eine noch bedrohlichere Irrealität genommen.

»Na na, meine Gute, jetzt guck nicht so verdattert aus der Wäsche.« Sweet William zog seine knochigen Schultern hoch, so dass er mit seinen zitternden Federn mehr denn je wie ein grotesker Urwaldvogel aussah. »Es ist eine Art Selbsthypnose oder so was.«

»Was meinst du damit?«, fragte Quan Li. Die alte Frau hatte einen Arm um Renies Schultern gelegt, als der eben so unerwartet die Tränen gekommen waren.

Ich kann die Sauerstoffmaske nicht fühlen, aber die Tränen auf meinen Wangen – auf den nackten Wangen! – kann ich fühlen. Was geht hier vor? Renie schüttelte den Kopf, zog die Nase hoch und schämte sich, dass sie vor diesen so gut wie unbekannten Leuten die Selbstbeherrschung verloren hatte, aber wenn sie die physischen Gegenstände, die sie mit dem RL verbanden, nicht mehr fühlen konnte, dann konnte sie diese Horrorgeschichte nicht verlassen, ganz gleich wie furchtbar sie wurde. *Ich bin nicht eingesteckt wie die andern. Wie kann das sein?*

»Ich weiß nicht, ob Selbsthypnose das richtige Wort ist. Posthypnotische Suggestion – du weißt schon, was ich meine. Wie es die Bühnenzauberer machen.«

»Aber wer könnte so was tun? Und wie?«, gab Florimel zu bedenken. »Das gibt doch keinen Sinn.« Ihr Ärger klang wie Verachtung, und Renie war es gleich noch peinlicher, dass sie vor dieser Frau geweint hatte.

»Vielleicht ist es ja das Gleiche wie mein Schmerz, als ich rausgeholt wurde«, meinte Fredericks. »Aber was es auch war, es hat nicht ... fantastisch weh getan. In der Fantasie – ihr wisst schon, was ich meine. Es hat echt mega weh getan.«

»Ja, das würde durchaus passen«, sagte William. »Etwas, das zusammen mit dem Trägersignal reinflutscht, eine superstarke unterschwellige Suggestion. Wenn sie überhaupt an unsern Gehirnen was drehen können – und irgendwie *müssen* sie dazu in der Lage sein, sonst wären wir niemals hier aufgekreuzt, um nach Antworten zu suchen –, dann wette ich, sie können das, ohne dass wir was davon merken.«

Renie wischte sich die Augen und putzte sich die Nase, wobei sie versuchte, die lächerlichen, unmöglichen Aspekte des Vorgangs zu ignorieren. Ein paar weitere Insekten brummten taumelnd über sie dahin, jedes im Verhältnis so groß wie ein kleiner Pkw. Sie schienen sich für die dort unten so eifrig debattierenden Menschlein nicht zu interessieren – wenigstens etwas, fand Renie, wofür man dankbar sein konnte.

»Und was heißt das jetzt?«, fragte sie laut. »Ich bilde mir nur ein, dass ich mir die Nase putze, willst du das damit sagen? So wie Fredericks

hier sich nur eingebildet hat, dass ihm Schmerzen wie Elektroschocks durchs Rückgrat schossen?»

»Hast du eine bessere Erklärung, meine Liebe?»

Sie verengte die Augen. »Wie kommt es, dass du so viel über das alles weißt...?»

»Renie!«, rief Xabbu vom Rand des Blattes. »Dort hinten am Ufer sind noch mehr von diesen Insekten, und ein ganzer Schwarm von ihnen fliegt auf den Fluss hinaus. Insekten dieser Art habe ich noch nie gesehen. Sind sie gefährlich, was meinst du?»

Renie spähte zu einem der rundleibigen Geschöpfe empor, das gerade über das Blatt surrte. Obwohl seine Flügel kräftig und schillernd waren, sah es mit seiner merkwürdigen Beinhaltung und seinem plumphen Kopf eigenartig ungeformt aus.

»Was sie auch sein mögen, sie sind frisch geschlüpft«, erklärte Florimel. »Sie fressen nichts von unserer Größe, da bin ich sicher, falls sie überhaupt etwas fressen. Sie wollen sich paaren – seht nur, wie sie tanzen!« Sie deutete auf ein Paar, das ein Stück von der Stelle entfernt, wo sie und die anderen saßen, für ihre Verhältnisse weniger als hundert Meter, einen rasanten Pas de deux aufführte.

»Bist du Biologin?«, fragte Renie. Florimel schüttelte den Kopf, aber äußerte sich nicht weiter. Bevor Renie sich entscheiden konnte, ob sie weiterfragen sollte, fuchtelte Fredericks mit den Händen herum, als ob er sich verbrannt hätte.

»Orlando atmet nicht mehr!«

»Was? Bist du sicher?« Renie krabbelte auf die regungslos daliegende Gestalt zu. Fredericks kniete neben seinem Freund und zerrte an seinem dickbemuskelten Arm, um ihn zu wecken.

»Ja, bin ich, bin ich! Ich hab eben hingeschaut, und da hat er nicht mehr geatmet!«

»Es ist ein Sim«, sagte Sweet William, aber in seiner Stimme klang die Angst. »Sims brauchen nicht zu atmen.«

»Er hat aber vorher geatmet«, entgegnete Fredericks heftig. »Ich hab ihn beobachtet. Seine Brust hat sich bewegt. Er hat geatmet, und jetzt atmet er nicht mehr!«

Renie trat an Orlandos Seite, doch da wurde sie roh von Florimel weggeschubst, die sich neben den massigen Körper kniete und mit brutalen Stößen die Brust zu bearbeiten begann.

»Es ist ein *Sim*, verdammt noch mal!«, schrie William. »Hast du sie noch alle?«

»Wenn er Taktoren hat, kommt davon was rüber, wenigstens ein bisschen«, stieß Florimel zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Beim Beatmen nicht – ansonsten würde ich dir mit deinem offenen Mund was Nützliches zu tun geben.«

»Entschuldigung.« William schlenkerte hilflos mit seinen langen Fingern. »Herrje, Entschuldigung.«

»Lass ihn nicht sterben!« Fredericks sprang aufgeregt neben ihr hin und her.

»Wenn er wie du im richtigen Leben im Krankenhaus liegt«, keuchte Florimel, »wird man dort mehr für ihn tun können, als ich es kann. Aber wenn sein Herz aufgehört hat zu schlagen, können wir ihn vielleicht am Leben erhalten, bis jemand zu ihm kommt.«

!Xabbu stand neben Renie auf den Hinterbeinen, eine Hand auf ihre Schulter gelegt. Die Zeit schien stillzustehen, jede Sekunde war quälend lang. Renie krampfte sich der Magen zusammen. Es war schrecklich, Orlandos *Sim* zu beobachten, mit anzusehen, wie sein Kopf schlaff hin und her fiel, während Florimel seine Brust walkte, aber sie konnte sich nicht abwenden. Eines der frisch geschlüpften Insekten brummte laut in geringem Abstand am Blattrand vorbei, und Renie wünschte ingrimmt, sie wäre wieder groß genug, um es zu zerklatschen.

»Das Rauschen wird schlimmer«, sagte Martine plötzlich, als merkte sie gar nicht, was sich um sie herum abspielte. »Das Rauschen in meinem Kopf.«

»Wir können im Moment nichts gegen die Insekten unternehmen«, sagte Renie. »Du musst sie einfach ignorieren. Der Junge hier stirbt vielleicht!«

»Nein, es ... es ist sehr laut.« Martine hob die Stimme. »Ah! O Gott, hilf mir, es ... irgendetwas kommt ...«

Das Blatt stieg abrupt in die Höhe, als ob eine große Faust es von unten geschlagen hätte, und einen Moment lang hingen Renie, !Xabbu und die anderen gewichtslos in der Luft. Sie konnten gerade einen kurzen verblüfften Blick wechseln, dann platschte das Blatt wieder aufs Wasser, und sie hatten ihre liebe Not, das Gleichgewicht zu halten.

Bevor sie ein Wort sagen konnten, erhob sich neben dem schwimmenden Blatt eine ungeheure glitzernde Gestalt aus den Fluten, groß

wie der Bug eines Unterseebootes. Es war ein Fisch von geradezu halluzinatorischer Riesenhaftigkeit, von dessen glänzendem, fleckigem Rücken das Wasser strömte und dessen flaches Glotzauge größer als Renie war. Eine rosige Wunderkathedrale aus Fleisch und Knorpel wurde einen Augenblick lang in dem titanischen Rachen sichtbar. Während das Blatt noch in den schäumenden Wellen heftig hin und her wippte, schnappte das Maul mit einem Knall wie ein Kanonenschlag zu. Das junge Insekt verschwand. Der Fisch fiel in den hoch aufspritzenden Fluss zurück.

Gerade wirbelten die ersten Wellen das Blatt herum und schleuderten Renie und die anderen kreuz und quer über dessen unebene Fläche, als ein gewaltiger dunkler Schatten über sie hinwegsprang und auf der anderen Seite wieder in den Fluss klatschte, dass eine mächtige Fontäne hoch in die Luft schoss. Das zwischen zwei Wellen hängende Blatt kippte auf eine Seite. Kreischend rutschte Renie über die gerippte Oberfläche auf das aufgewühlte Wasser zu. Im letzten Moment wurde das untere Ende des Blattes von einer anderen auftauchenden Form nach oben geschlagen. Renie krachte gegen den faserigen, gekrümmten Rand und sackte benommen und atemlos zusammen.

Weitere Fische stießen mit den Köpfen durchs Wasser, um auch welche von den tanzenden Insekten zu erwischen, so dass die ganze Oberfläche des Flusses zu brodeln schien. Ein Schwall nach dem anderen ergoss sich über das Blatt, und augenblicklich stand das Wasser darauf hüfthoch. Renie versuchte verzweifelt sich aufzurappeln, aber das Blatt schaukelte zu wild.

»!Xabbu!«, schrie sie. Undeutlich nahm sie menschliche Gestalten wahr, die rings um sie herum wie Kegel umgestoßen wurden, dass es nur so spritzte, und gleich darauf wieder alle auf eine Seite flogen, aber von dem Paviansim des kleinen Mannes war nichts zu sehen. Ein Erinnerungssplitter stach ihr ins Herz: !Xabbus schreckliche Angst im Wasser, als sie in Mister J's gewesen waren, sein Kindheitstrauma von einem Krokodilangriff. Wieder wollte sie seinen Namen rufen, doch eine über das Blatt hinweggehende Welle stopfte ihr den Mund mit Wasser und warf sie um.

»Festhalten!«, brüllte jemand. Unmittelbar darauf sprang die Kante des Blattes abermals wie von einer Schnur gezogen nach oben, und was vorher waagerecht gewesen war, stellte sich blitzschnell senk-

recht. Wieder hing Renie den Bruchteil einer Sekunde in der Luft, dann stürzte sie hinab in das dunkle Wasser. Es schlug über ihr zusammen und verschlang sie wie der kalte Rachen des Leviathan.

> Er war tief unten, so tief, wie er es sich nur vorstellen konnte. Es gab kein Licht. Es gab kein Geräusch, nicht einmal die altbekannten und gewohnten Geräusche seines eigenen Körpers. Die Stille war total.

Orlando wartete auf etwas, wenn er auch nicht wusste, worauf. Jemand würde ihm eine wichtige Mitteilung machen, oder etwas würde sich ändern, und dann war alles klar. Eines wusste er sicher dort in der Tiefe, weit unten in der geträumten Finsternis, nämlich dass es für ihn selbst nichts mehr zu tun gab.

Er hatte so lange gegen die Schwäche angekämpft, gegen die Angst, gegen den Schmerz, schlicht anders zu sein, das Entsetzen und das Mitleid der anderen wie ein erdrückendes Gewicht zu fühlen, hatte darum gerungen, es sich egal sein zu lassen, zu lächeln und einen Witz zu machen, so zu tun, als wäre er im Grunde genauso gut, genauso glücklich wie jeder andere. Doch jetzt konnte er nicht mehr kämpfen. Er hatte keine Kraft mehr. Er konnte nicht noch eine Abwehrschlacht gegen den unerbittlichen Druck durchstehen, konnte sich nichts vorstellen, wofür er sich noch einmal hätte aufraffen können.

Und trotzdem ...

Und trotzdem regte sich noch eine leise Stimme, etwas, das beinahe nicht zu ihm zu gehören schien, in der großen Stille, zu der er geworden war. Ein Teil von ihm, der immer noch etwas *wollte*, der immer noch an etwas glaubte, der teilnahm, der ... hoffte?

Nein. Eine solche Stimme konnte nur ein Witz sein, ein schrecklicher letzter Witz. Hoffnung war schon so lange ein sinnloses Wort, ein Wort der Ärzte, ein Wort seiner Mutter, ein Immer-tapfer-lächeln-Wort seines Vaters. Er hatte das alles aufgegeben, und das kostete mehr Kraft, als sie alle jemals ahnen konnten. Hoffnung war ein Wort, dessen Zweck nichts mit seinem Sinn zu tun hatte, es war ein Wort, mit dem er zum Weitermachen gedrängt werden sollte, ein Wort, das die wenige Zeit und Kraft vergeudete, die er noch hatte, und die kurzen Augenblicke innerer Abgefundenheit mit falschen Versprechungen vergällte. Aber jetzt hatte er sich davon abgekehrt, war ausgestiegen

aus dem aufgewühlten Strom des um seine Selbsterhaltung ringenden Lebens. Er war in tiefe, umhüllende Dunkelheit eingetaucht und hatte endlich die Kraft, die Hoffnung illusionslos ins Auge zu fassen und sein zu lassen.

Doch die lästige Stimme wollte keine Ruhe geben. Sie nagte und zerrte an ihm wie ein Streit im Zimmer nebenan.

Gib nicht auf, sagte sie. Zum Hohn auch noch Klischees. *Verzweiflung ist das Allerschlimmste.*

Nein, erwiderte er der Stimme müde, *sinnlose Hoffnung ist das Schlimmste. Bei weitem das Schlimmste.*

Aber was ist mit den andern? Was ist mit den Menschen, die dich brauchen? Was ist mit deiner großen Suche, der abenteuerlichen Fahrt des Helden, genau wie in Mittland, nur real und unglaublich wichtig?

Hartnäckig war die Stimme, das musste er ihr lassen. Und wenn sie doch ein Teil von ihm war, musste er seine eigene Begabung zum Falschspieler bewundern.

Nein, was ist mit mir? fragte er zurück. *Ich hab genug von all den andern Leuten und ihren Wünschen und Plänen. Was ist mit mir?*

Ja, was ist mit dir? Wer bist du? Was bist du?

Ich bin ein Junge. Ich bin ein kranker Junge, und ich werde sterben.

Aber was bist du bis dahin?

Lass mich in Ruhe.

Bis dahin?

Ruhe.

Nur du kannst das entscheiden.

Ruhe...

Nur du.

Sie wich und wankte nicht. Sie gab nicht auf. Die Stimme war restlos widerlegt, und dennoch hatte sie einfach nicht den Anstand zu kapitulieren.

Mit einer Müdigkeit, die er sich selbst in seinen schlimmsten Krankheitstagen nicht hätte vorstellen können, dem ganzen Gewicht der friedlichen, einsamen Tiefe zum Trotz, streckte Orlando vor sich selbst und vor dieser leisen, unnachgiebigen Stimme die Waffen.

Er machte sich auf den Weg zurück.

Kapitel 2

SCHMINKE

NETFEED/INTERAKTIV:

GCN, Hr. 7.0 (Eu, NAm) - "Escape!"

(Bild: Zelmo wird eilig in den OP geschoben)

Off-Stimme: Nedra (Kamchatka T) und Zelmo (Cold Wells Carlson) sind wieder aus der Eiseninsel-Akademie geflohen, aber Lord Lubar (Ignatz Reiner) hat seinen verzögerten Todausröser bei Zelmo aktiviert. 8 Nebenrollen, 10 Statisten offen, medizinische Interaktiverfahrung für die Krankenhaushandlung erwünscht. Flak an: GCN.IHMLIFE.CAST

> Das Zippy-Zappy-Zoomermobil hatte einen Platten, und es sah so aus, als würden sie alle zu spät zum Picknick bei König Himmelsaffe kommen, wo es den himmlischen Quatsch mit Soße geben sollte. Onkel Jingle versuchte gerade mit Hilfe der Kinder einen weinenden Zoomer Zizz zu trösten, als das Kopfweh mit großer Heftigkeit wieder einsetzte.

Sie stellte wegen der messerscharf schneidenden Schmerzen die Ansprechstärke ihrer Gesichtstaktoren kleiner – es war ziemlich egal, ob Onkel Jingle sein starres Grinsen ein bisschen länger als gewöhnlich beibehielt. Sie hielt den Atem an, bis sie sich darüber im Klaren war, wie schlimm es werden würde. Es war nicht ganz so stark wie einige der anderen Male. Sie würde wahrscheinlich überleben.

»Zoomer weint immer noch!«, kreischte eines der kleineren Kinder, gerührt von dem kläglichen Anblick eines heulenden Zebras mit einer Bommelmütze.

Unsichtbar unter der elektronischen Maske biss Onkel Jingle die

Zähne zusammen und strengte sich an, halbwegs normal zu klingen. »Das ist doch doof – er ist doof, nicht wahr, Kinder? Wir helfen ihm, das Zippy-Zappy-Zoomermobil zu reparieren!«

Das Zustimmungsgebrüll ließ sie abermals zusammenfahren. Gott, was war das bloß? Es fühlte sich an wie ein Gehirntumor oder so was, aber die Ärzte hatten ihr versichert, ihre Ultras seien in Ordnung.

»Nei-ei-ein!«, jammerte Zoomer. »Ich werd z-z-zu spät k-kommen! Nein, nein, nein! Wir verpassen das Picknick bei König Himmelsaffe. Und es ist alles *meine Schuld!*« Die gestreifte Schnauze stieß ein abermaliges langes, nervtötendes Wehegeheul aus.

Onkel Jingle verdrehte die Augen. Der Zoomer Zizz, der im Augenblick dran war – Onkel Jingle meinte sich vage zu erinnern, dass dies die Schicht des Neuen in Südkalifornien war –, trieb es mit seinem Gegeule wirklich zu weit. Was bezweckte er damit? Wollte er eine eigene Serie bekommen? Er tat so, als wären ihm die Beine abgefallen. (In einer Sendung war das einem der anderen Zoomer einmal passiert, und der betreffende Schauspieler hatte der Sache eine sehr nette komische Wendung gegeben.) Diese neuen Leute hatten einfach keine Ahnung, wie man eine Szene wirkungsvoll optimierte. Alle wollten sie Stars sein und jeden Furz mit einer Pointe krönen. Und sie verstanden überhaupt nichts davon, mit Kindern zu arbeiten.

Das Kopfweh, ein Schmerz hinter dem linken Auge wie eine heiße Nadel, wurde immer schlimmer. Onkel Jingle schaute nach der Zeit. Noch zehn Minuten. In ihrem Zustand konnte sie das nicht durchstehen.

»Da dürftest du recht haben, Zoomer. Außerdem werden sie wahrscheinlich sowieso kein olles müffelndes Zebra bei ihrem Picknick haben wollen, meint ihr nicht auch, Kinder?«

Die Kinder jubelten im Chor, aber zögernd, weil sie nicht recht wussten, worauf das hinauslief.

»Eigentlich denke ich, wir lassen dich lieber hier am Straßenrand stehen und heulen, Herr Streifenpopo. Wir gehen einfach ohne dich zu dem Picknick und haben Spaß, Spaß, Spaß. Aber erst mal gucken wir uns alle die ganz spezielle Einladung an, die uns König Himmelsaffe und Königin Wolkenkatze geschickt haben. Kommt, wir gucken uns jetzt diese Einladung an, okay?« Sie räusperte sich suggestiv. »Einladung *jetzt!*«

Sie hielt den Atem an und blieb dran, bis einer der Techniker das Signal empfing und die Einladung abspielte – eine kurze Aufzeichnung vom Königshof, eine Showeinlage mit singenden und tanzenden Katzen und Affen. Onkel Jingle drückte ihren Krisenknopf, und die Stimme einer Technikerin flötete ihr ins Ohr.

»Was gibt's, Frau P.?«

»Tut mir furchtbar leid, aber ich muss aufhören. Ich ... mir geht's nicht gut.«

»Na, dem Zoomer hast du ja ordentlich eine reingewürgt. Vielleicht können wir sagen, du wolltest ihm zeigen, wie albern er sich aufgeführt hat mit seinem Selbstmitleidsgetue und so.«

»Gewiss. Irgendwas halt. Roland wird bestimmt was einfallen.« Roland McDaniel war als nächster Onkel Jingle an der Reihe und hing schon einsatzbereit in den Gurten. Er musste nur ein paar außerplanmäßige Minuten vor seiner regulären Sendezeit ausfüllen.

»Chizz. Wirst du morgen wieder auf dem Posten sein?«

»Ich weiß nicht. Doch, werde ich bestimmt.« Sie schaltete sich aus, zog den Onkel-Jingle-Stecker und wurde wieder Olga Pirofsky. Sie löste mit zitternden Händen das Gurtzeug, ließ sich zu Boden und stolperte ins Badezimmer, wo sie sich erbrach, bis sie nichts mehr im Magen hatte.

Als sie sich gewaschen und Teewasser aufgesetzt hatte, ging sie ins Schlafzimmer, um Mischa herauszulassen. Der kleine Hund mit den Fledermausohren starrte sie von seinem Platz auf der Tagesdecke an und ließ keinen Zweifel daran, dass sie nicht ohne weiteres damit rechnen konnte, ihre Saumseligkeit verziehen zu bekommen.

»Schau mich nicht so an.« Sie hob ihn hoch und nahm ihn liebevoll in die Armbeuge. »Frauchen hat einen sehr schlechten Tag. Frauchen tut der Kopf weh. Außerdem musstest du nur fünf Minuten länger warten.«

Der Schwanz wedelte noch nicht, aber Mischa schien die Möglichkeit, ihr zu verzeihen, in Erwägung zu ziehen.

Sie riss eine Frischhaltepackung mit Hundefutter auf, quetschte es in seinen Napf und stellte ihm den hin. Sie sah ihm beim Essen zu und hatte den ersten leisen Anflug von Freude an diesem Arbeitstag. Das Wasser kochte noch nicht, und daher ging sie mit vorsichtigen

Schritten ins Vorderzimmer – ihr Kopf pochte immer noch, obwohl das Schlimmste vorbei war – und stellte das Radio ganz leise an, einen Klassiksender in Toronto. Es gab keinen Wandbildschirm; eine gerahmte Serie mit Fotos von der Sankt Petersburger Flusspromenade und ein großes Bild der Berliner Synagoge in der Oranienburger Straße füllten den Platz, wo einmal der Bildschirm gewesen war. Olga bekam bei ihrer Arbeit genug von der modernen Welt mit. Selbst das Radio war ein antikes Teil, mit einem Knopf an der Seite für die Senderwahl und roten digitalen Ziffern, die vorne wie eine Feuersglut glockten.

Das Pfeifen des Kessels rief sie wieder in die Küche. Sie stellte die Halogenplatte ab, goss das Wasser auf den schon hineingegebenen Löffelvoll Honig in die Tasse und tauchte dann das Netz mit Darjeeling hinein. Als sie das letzte Mal im Studiogebäude ihrer Firma vorstellig geworden war, hatte jemand ihr einen dieser Fertigtees vorgesetzt, bei denen der Deckel von selbst aufsprang, wenn sie so weit waren, und obwohl sie auf eine Gehaltserhöhung gehofft und sich daher angestrengt bemüht hatte, sympathisch zu wirken, hatte sie sich nicht überwinden können, die Brühe zu trinken.

Sie hinkte aus dem Vorderzimmer. Im Radio spielte eines von Schuberts *Impromptus*, und das Gasfeuer fing langsam an, den Raum ordentlich zu heizen. Sie ließ sich im Sessel nieder, stellte die Tasse auf den Fußboden und klopfte sich leicht auf den Schenkel. Mischa beschnupperte die Tasse und ihre Knöchel, dann beschloss er anscheinend, dass er ausnahmsweise mal nicht so sein wollte, und hopste ihr auf den Schoß. Nachdem sie sich hinabgebeugt und sich ihren Tee genommen hatte, steckte der winzige Hund seine Nase unter den Saum ihres Pullovers, drückte sich ein paarmal mit den Pfoten ab, um die richtige Position zu finden, und schlief dann sofort ein.

Olga Pirofsky blickte ins Feuer und fragte sich, ob sie jetzt sterben musste.

Die Kopfschmerzen hatten vor fast einem Jahr angefangen. Zum ersten Mal waren sie genau auf dem Höhepunkt von Onkel Jingles Zuper Zyber Zauber gekommen, einer Sendung, die fast ein halbes Jahr lang geplant worden war und mit einer bei interaktiven Kindersendungen noch nie dagewesenen Aggressivität querbeet für Produkte aus allen möglichen Branchen geworben hatte. Die Schmerzen waren so plötz-

lich und mit derart hämmernder Heftigkeit aufgetreten, dass sie sofort offline gegangen war, weil sie sicher geglaubt hatte, dass ihrem wirklichen Körper etwas Schreckliches zugestoßen sei. Zum Glück wollte es der Zufall, dass das Zyber-Zauber-Programm die Spaltung des Onkels in zwölf identische Versionen vorsah – die Produktionsfirma gewährte freundlicherweise sämtlichen Onkel Jingles einen Anteil an den fantastisch hohen Senderechtezahlungen –, so dass ihre Abwesenheit nicht viel machte. Ohnehin war sie nur kurz weg gewesen: Der Schmerz war so rasch gegangen, wie er gekommen war, und zuhause ließ sich nichts Ungewöhnliches feststellen, keinerlei Anzeichen dafür, dass ihrem hilflosen physischen Körper etwas zugestoßen wäre.

Wenn die Sache damit beendet gewesen wäre, hätte sie nie mehr daran gedacht. Die Zyber-Zauber-Shows brachen wie erwartet alle Netzeinschaltrekorde und brachten ihr nach der Endabrechnung ein hübsches Sümmchen extra ein. (»Barney Bumm«, eine Art lebende Bombe, die sie zusammen mit Roland und einem anderen Onkel spontan erfunden hatte, gelangte sogar zu kurzfristiger Berühmtheit: Er trat in Komödienmonologen und den Online-Spielen anderer Leute auf und löste so etwas wie eine Welle ewig explodierender Hemden und Trinkbecher und Spielsachen aus.)

Zwei Monate später jedoch hatte sie einen weiteren Anfall, und diesmal musste sie drei Tage lang mit der Sendung aussetzen. Sie war zum Arzt gegangen, der Stress als Ursache diagnostizierte und eine gemäßigte Behandlung mit Schmerzmitteln und Seritolin verschrieb. Als der nächste Anfall kam und die weiteren, die in beinahe wöchentlichen Abständen folgten, und als die Tests zum wiederholten Male keine physiologische Abnormität ergaben, wurde der Arzt zusehends ungeduldiger.

Olga hatte die Besuche bei ihm schließlich eingestellt. Es war schlimm genug, einen Arzt zu haben, der einem nicht helfen konnte; einer, der es einem deutlich übel nahm, dass man eine unerklärliche Krankheit hatte, war zu viel.

Sie kratzte die kleine Falte, die mitten über Mischas Schädel verlief. Der Papillon schnarchte leise. Wenigstens seine Welt war so, wie sie sein sollte.

Das Schubertstück ging zu Ende, und die Ansagerin verlas eine nicht enden wollende Reklame für Heimunterhaltungseinheiten, die trotz

des dezenten Klassikradiotons nur geringfügig leichter zu verkraften war als das übliche überdrehte Geplärre. Olga wollte nicht den Hund wecken, indem sie aufstand, deshalb schloss sie die Augen, wartete darauf, dass die Musik wieder losging, und versuchte unterdessen, die Werbung zu überhören.

Es war nicht Stress, was diese grauenhaften Schmerzen verursachte. Das konnte nicht sein. Es war Jahre her, seit sie den wirklichen Stress ihres Lebens durchgemacht hatte: die schlimmsten Dinge, die fast unerträglichen Dinge waren alle lange vorbei. Ihre Arbeit war manchmal schwierig, aber sie war die meiste Zeit ihres Lebens vor Publikum aufgetreten, und das elektronische Interface konnte eine ganze Menge Sünden verhehlen. Jedenfalls liebte sie Kinder, liebte sie innig, und obwohl ihr die Kinder mitunter durchaus zu viel werden konnten, gab es nichts, was sie lieber getan hätte.

Jahre um Jahre um Jahre waren vergangen, seit sie Aleksander und das Kind verloren hatte, und die Wunden waren längst zu harten, tauben Narben verheilt. Sie war erst sechsundfünfzig, aber sie fühlte sich viel älter. Tatsächlich führte sie schon so lange das Leben einer alten Frau, dass sie jede andere Art zu leben beinahe vergessen hatte. Sie konnte die Liebhaber, die sie nach Aleksander gehabt hatte, an einer Hand abzählen, und keiner war länger als ein paar Monate in ihrem Leben geblieben. Sie ging selten aus einem anderen Grund als zum Einkaufen aus dem Haus, nicht weil sie vor der Außenwelt Angst hatte – aber wer hätte nicht manchmal Angst davor gehabt? –, sondern weil sie den Frieden und die Einsamkeit ihres häuslichen Lebens liebte und es dem Tumult vorzog, in dem andere Leute gedankenlos ihr Leben ver-taten.

Was für ein Stress also? Das war keine Erklärung. Etwas eher Organisches musste an ihr zehren, etwas tief in ihrem Gehirn oder ihren Drüsen Verstecktes, das die Ärzte einfach noch nicht ausfindig gemacht hatten.

Die Reklame endete und eine andere fing an. Olga Pirofsky seufzte. Und wenn sie nun wirklich starb, war das so schlimm? Worum müsste es ihr leidtun? Nur um Mischa, und dem würde bestimmt eine andere gute Seele ein Zuhause geben. Er würde ihren Verlust verschmerzen, solange irgendjemand ihm Liebe und Futter gab. Die einzigen anderen Sachen, die sie besaß, waren ihre Erinnerungen, und die zu verlieren,

konnte durchaus ein Segen sein. Wie lange konnte ein Mensch denn trauern?

Sie lachte, bitter und traurig. »Wie lange? Den Rest des Lebens natürlich«, erzählte sie dem schlafenden Hund.

Endlich war das Ansagegeschnatter vorbei, und etwas von Brahms fing an, ein Klavierkonzert. Sie öffnete die Augen, damit sie einen Schluck Tee trinken konnte, ohne ihn auf den vertrauensvoll schnarchenden Mischa zu schütten. Mit ihrem Koordinationsvermögen war es nach einer ihrer Kopfwehattacken nie weit her. Sie fühlte sich hinterher Jahrzehnte älter.

Wenn also alles enden sollte, gab es irgendetwas, worum es ihr leidtun würde? Nicht um die Sendung. Die Figur war nicht ihre Idee gewesen, und obwohl sie fand, dass sie ihr eine Note gab, zu der die anderen alle nicht imstande waren – ihre Zirkusausbildung war in dieser Zeit so ungewöhnlich, dass der Unterschied spürbar sein musste –, hatte das letzten Endes nicht viel zu besagen. Eine etwas aufwendige Art, Kindern Spiel- und Spaßsachen zu verkaufen, mehr war es im Grunde nicht. Als Onkel Jingle konnte sie hin und wieder ein bisschen was vermitteln, vielleicht ein trauriges Kind ein wenig aufheitern. Doch da die Zuschauer zwischen einem Onkel-Jingle-Darsteller und einem anderen nicht unterschieden – Millionen Kredite wurden alljährlich für Gear und Filter und Anschlussregie und Art Direction ausgegeben, um sicherzustellen, dass sie es nicht konnten –, fühlte sie einen sehr geringen persönlichen Kontakt zu ihrem Publikum.

Und in letzter Zeit, seit das mit den Schmerzen angefangen hatte, fand sie es immer schwieriger, sich mit ihrer Arbeit zu identifizieren. So schwer, es war so schwer, für die Kinder da zu sein, wenn dieser Schmerz in ihrem Schädel bohrte. Manchmal hatte sie den Eindruck, er trat überhaupt nur auf, wenn sie arbeitete.

Er trat nur auf...

Mischa zuckte unwillig, und Olga merkte, dass sie ihn mindestens eine Minute lang an derselben Stelle gestreichelt hatte. Sie war verblüfft, dass ihr dieses Detail nicht schon früher aufgefallen war – und dass die Ärzte und die Mitarbeiter der firmeneigenen Krankenversicherung auch nicht daraufgekommen waren. Das Kopfweg trat nur auf, wenn sie mit der Onkel-Jingle-Figur verbunden war.

Aber sie hatten ihre Neurokanüle und ihre Shuntschaltungen seit

Jahren bei jeder firmenärztlichen Untersuchung routinemäßig überprüft und hatten sie abermals überprüft, als die Kopfschmerzen begannen. Sie waren nicht dumm, diese Firmenärzte. Die Canleitungen waren tadellos gewesen, genauso einwandfrei wie die Ultras.

Was bedeutete das also? Wenn die Schaltkreise stimmten, dann stimmte vielleicht etwas Anderes nicht. Aber was konnte das sein?

Sie nahm Mischa vom Schoß und setzte ihn auf den Boden. Er winselte einmal, dann begann er sich hinterm Ohr zu kratzen. Sie stand auf und marschierte im Zimmer auf und ab, wobei sie erst daran dachte, ihre Teetasse abzustellen, als die heiße Flüssigkeit ihr auf die Hand schwappte.

Wenn die Schaltkreise stimmten, was stimmte dann nicht? Waren es doch bloß ihre eigenen fehlerhaften inneren Mechanismen? Hangelte sie nach ausgefallenen Antworten, weil sie im Grunde nicht bereit war, der unangenehmen Wahrheit ins Auge zu sehen, obwohl sie sich für so stoisch hielt?

Olga Pirofsky blieb vor ihrem Kaminsims stehen und blickte auf eine 3D-Darstellung von Onkel Jingle, ein Originalmodell aus der Designabteilung der Produktionsfirma, das man ihr zu ihrem zehnjährigen Firmenjubiläum geschenkt hatte. Die Augen des Onkels waren winzige schwarze Knöpfe, die so unschuldig wie die eines Stofftieres gucken konnten, doch das zähnefletschende Grinsen hätte Rotkäppchen nachdenklich gestimmt. Onkel Jingle hatte gummiartige Beine und riesige Hände, Hände, die Tricks machen konnten, bei denen die Kinder staunend den Mund aufrissen oder laut lachten. Er war eine durch und durch originelle, durch und durch artifizielle Schöpfung und auf der ganzen Welt berühmt.

Während sie das weiße Gesicht anstarrte und das Radio dazu leise Klaviermelodien spielte, wurde Olga Pirofsky klar, dass sie die kleine Kanaille noch nie besonders gemocht hatte.